

Annejet Campbell
Hört den Kindern zu

Annejet Campbell

**Hört
den Kindern zu!**

*Schriftenmissions-Verlag
Neukirchen-Vluyn*

ABCteam

Bücher, die dieses Zeichen tragen, wollen die Botschaft von Jesus Christus in unserer Zeit glaubhaft bezeugen.

ABCteam-Bücher erscheinen in folgenden Verlagen:

Aussaat- und Schriftenmissions-Verlag Neukirchen-Vluyn

R. Brockhaus Verlag Wuppertal

Brunnen Verlag Gießen / Bundes-Verlag Witten

Christliches Verlagshaus Stuttgart / Oncken-Verlag Wuppertal

Titel der englischen Originalausgabe:

„LISTEN TO THE CHILDREN“

© 1979 by Grosvenor Books, The good road Limited,
London SW 80

Illustrationen: Elizabeth Goward

Übersetzung: Gisela Krieg, Berlin

© 1984 Aussaat- und Schriftenmissions-Verlag GmbH,
4133 Neukirchen-Vluyn

Titel: Gerd Meussen, Essen

Titelfoto: © menne/foto-present, Essen

Druck: Bundes-Verlag Witten

ISBN: 3-7958-2334-X

Inhalt

Vorwort 7

Kindern zuhören 9

Zusammen die Probleme anpacken 23

Eltern und Teenager 39

Die Eltern erziehen 54

Die Familie – eine Kraftquelle 68

Vorwort

Die Idee zu diesem Buch entstand an einem Frühstückstisch. Wir waren zwölf Frauen aus verschiedenen Ländern und unterhielten uns über unsere Familien und über unsere vergeblichen und erfolgreichen Versuche, mit Launen, Wutanfällen, Stehlen und Eifersucht bei unseren kleinen und heranwachsenden Kindern – aber auch bei uns selbst – fertig zu werden. Natürlich waren wir uns dabei bewußt, wie es um das Familienleben rund um die Erde steht. So endet zum Beispiel in Kalifornien wie in Moskau fast die Hälfte der Ehen durch Scheidung. Wir fühlten uns und unsere Kinder durch diesen Zustand bedroht.

Doch unsere unmittelbare Besorgnis galt den Problemen, mit denen jede Ehefrau und Mutter zu tun hat, kleine Probleme, die aber zu größeren anwachsen können und leicht in Katastrophen enden. Wir fanden unseren Gedankenaustausch hilfreich und beschlossen, miteinander in Verbindung zu bleiben.

Nach dem Frühstück sagte Florence Moorman, Vorschullehrerin und Mutter dreier Kinder aus Bristol: „Könnten wir solche Erfahrungen nicht zu einem Buch zusammenstellen? Sie würden anderen Müttern genauso helfen wie uns heute morgen.“ Florence und ich gingen daran, Berichte aus vielen Teilen der Welt zu sammeln. Wir sind dankbar für die vielen Beiträge und hätten sie gern alle abgedruckt. Dennoch mußte eine Auswahl getroffen werden.

Das verbindende Thema dieser Berichte ist folgende Erfahrung: Das Hören auf die leise Stimme des Gewissens kann der Anfang für eine neue Art des Zusammenlebens sein. Man wird schnell entdecken, daß die Berichte für uns Eltern nicht alle schmeichelhaft sind. Andererseits wird hier ein Weg aufgezeigt, der auch für andere hilfreich sein könnte.

Annejet Campbell

Kindern zuhören

Mein Mann Paul und ich kommen aus sehr unterschiedlichen Lebenskreisen. Er wurde in der kanadischen Prärie geboren, Sprößling einer Mutter aus Yorkshire und eines schottischen Baptistenpredigers aus dem Hochland. Ich dagegen bin die Tochter eines holländischen Industriellen und wuchs mit meinen drei Brüdern und drei Schwestern in einem besetzten Land auf. Meine Eltern waren zu verschiedenen Zeiten in Konzentrationslagern. Pauls und meine Eltern hatten eines gemeinsam: einen tiefen Glauben an Gott. Es war ein Glaube, der in den Entbehrungen der Prärie und in den Gefahren des Krieges stark wurde. Paul und ich aber konnten diesen Glauben nicht erben. Jeder von uns mußte seinen Glauben selber finden, Paul als junger Arzt am Henry-Ford-Krankenhaus in Detroit und ich als zwanzigjährige, rebellische Studentin für Französisch und Mode in Paris. Wir begegneten einander, als wir uns entschlossen, diesen Glauben in das Leben von Menschen und Völkern zu tragen, und heirateten im Jahre 1957. Jetzt leben wir in London und haben zwei Töchter, Edith-Anne und Digna, die 18 und 14 Jahre alt sind.

Mit ihnen beginnt dieses Buch. Ich stellte ihnen einige Fragen zu ihren Gefühlen und Wünschen. Ihre Antworten waren klar und eindeutig.

Wie fühlt ihr euch, wenn wir euch nicht zuhören und eure Gedanken nicht beachten?

- Ich habe dann Lust, zu allem nein zu sagen, was du von mir verlangst.
- Dann würde ich gern Teller kaputtchmeißen, um deine Beachtung zu finden, besonders wenn Gäste da sind.
- Ich fühle mich vernachlässigt.
- Ich habe das Gefühl, meine Ideen interessieren niemanden.
- Ich möchte am liebsten von zu Hause weglaufen.

Und wie fühlt ihr euch, wenn wir euch zuhören?

- Dann fühle ich mich sicher.
- Ich könnte dann mit euch über alles reden.
- Dann weiß ich, daß das Leben nicht nur aus Pflichten besteht.
- Ich kann so sein, wie ich bin.

Warum hören wohl Eltern ihren Kindern nicht zu?

- Sie sind zu sehr mit sich selbst beschäftigt.
- Sie fühlen sich überlegen und glauben, alles besser zu wissen.
- Sie haben Angst, von dem, was ihr Kind sagt, überfordert zu werden.
- Sie wollen keine Zeit dafür aufwenden.
- Es ist ihnen gleichgültig.

Wie sollte die Welt eurer Meinung nach sein?

- Jeder sollte frei sein.
 - Jeder sollte genügend zu essen, eine Wohnung und eine Arbeit haben.
 - Es sollte keine Kriege geben.
 - Es dürfte kein Blutvergießen geben, sondern man sollte Konflikte durch Gespräche lösen.
 - Es wäre nötig, einige Gesetze zu haben. Wenn jeder tun und lassen könnte, was er will, gäbe es ein Durcheinander.
 - In der Familie sollte Einigkeit und Sicherheit sein. Es dürfte keine Scheidungen geben.
 - Alle Kinder sollten die gleiche Chance haben, zur Schule zu gehen.
 - Es sollte keine Diskriminierung wegen der Hautfarbe geben.
- Sind wir unseren Kindern nicht eigentlich eine solche Welt schuldig? Schließlich wurden sie nicht gefragt, ob sie geboren werden wollten; trotzdem erben sie die Probleme, die wir geschaffen haben.

Was kann sich ereignen, wenn wir ernst nehmen, was unsere Kinder sagen wollen?

Im folgenden einige Beispiele.

Eine Frau aus Südafrika berichtet:

Unsere beiden kleinen Mädchen haben ganz unterschiedliche Charaktere. Die achtjährige Claire ist sehr ruhig und nachdenklich und hat ein ausgeprägtes Bewußtsein ihrer eigenen Würde. Sie ist achtsam und möchte immer genau Bescheid wissen, bevor sie etwas unternimmt. Vicky, drei Jahre jünger, ist ein nach außen gekehrtes Energiebündel. Man braucht ihr nur zuzusehen, wie sie voll Wonne ins tiefste Wasser des Schwimmbbeckens plumpst – dabei kann sie kaum schwimmen –, um zu verstehen, wie sie auf das Leben zugeht.

In unserer Familie sind alle Eifersüchteleien und Rivalitäten vorgekommen, die es zwischen zwei Kindern nur geben kann. Letztes Jahr brach es eines Tages plötzlich aus Claire heraus: „Mama, ich hasse Vicky. Können wir sie nicht gegen ein anderes Kind eintauschen?“ Um die Sache zu bagatellisieren, wollte ich spontan sagen: „Ach nein, du haßt sie nicht – eigentlich magst du sie doch.“ Doch dann merkte ich, daß das nicht richtig gewesen wäre. Ich mußte akzeptieren, daß Claire genau das meinte, was sie sagte.

So ließ ich einige Tage vergehen, bis das Thema wieder hochkam. Dann erzählte ich Claire, daß es mir auch so gegangen sei und daß ich meinen Bruder in meiner Kindheit gehaßt hätte.

„Oh, ist das wahr, Mama? Und was hast du dann gemacht?“

Ich erzählte ihr davon, daß ich später meinen Bruder für meine Eifersucht um Verzeihung gebeten hatte, und wie wir nach und nach gute Freunde geworden waren. Ich erklärte ihr, wie wichtig es ist, den Haß in Freundschaft umzuwandeln. Was sollten wir sonst tun angesichts der Spaltung zwischen den Rassen in unserer Wahlheimat Südafrika oder der Kämpfe in unserer Heimat Irland?

Es gab keine dramatischen Ereignisse nach diesem Gespräch, aber Claire hatte sehr genau verstanden, was ich ihr sagen wollte.

Einige Wochen später sagte sie: „Weißt du, ich mag Vicky jetzt ein bißchen lieber.“

Die beiden sind inzwischen gute Freundinnen – meistens jedenfalls!

Wir haben folgende Erfahrung gemacht:

Als meine Tochter Digna 6 oder 7 Jahre alt war, kam sie eines Nachmittags aus der Schule und erklärte: „Morgen will ich nicht zur Schule gehen, ich habe keine Lust mehr.“

Ich sagte zunächst nichts, aber etwas später schlug ich ihr vor, eine Liste aufzustellen von allem, was ihr in der Schule mißfiel. Sie nahm ein Stück Papier und schrieb auf:

- Es ist dort zu laut.
- Ich werde müde.
- Es ist langweilig.
- In den Pausen habe ich niemanden zum Spielen.

Dieser letzte Punkt schien mir der Schlüssel zu sein. Wir hatten eine kleine Unterredung darüber, und ich schlug ihr vor, daß sie am nächsten Tag in der Pause einmal Ausschau halten sollte nach anderen einsamen Mädchen, mit denen sie sich befreundeten könnte. Am nächsten Morgen zog sie ohne Klage zur Schule, und seitdem macht ihr die Schule mehr und mehr Spaß, und sie hat viele Freundinnen.

Hier die Geschichte einer Kanadierin, die eine Reihe von Programmen über das Familienleben im lokalen Fernsehen gestaltet hat:

Meine Tochter Ellen, zu der Zeit vier Jahre alt, sah sich das Photo ihres Vaters an, der aus Berufsgründen längere Zeit von zu Hause abwesend war. „Hallo, Daddy“, sagte sie und fing an zu quengeln. Sie verlangte: „Mein Daddy soll jetzt aber kommen.“ In diesem Moment konnte ich zwischen drei Möglichkeiten wählen: mit ihr zusammen heulen, denn ich vermisse ihn ebenso; wütend sein und sie in ihr Zimmer schicken – oder ein Experiment machen.

Ich sagte also zu Ellen: „Willst du Jesus gern alles sagen?“

Sie zögerte, dann erwiderte sie: „Ja, will ich.“ Ganz von selbst kniete sie nieder und betete: „Lieber Jesus, ich möchte so gern, daß mein Daddy nach Hause kommt, weil ich ihn so lieb habe. Tschüß, Jesus.“

Ihr Gesicht strahlte, und sie erzählte mir: „Weißt du, was Jesus zu mir gesagt hat? Er sagte, Daddy muß noch ein bißchen län-



ger wegbleiben, dann kommt er aber wieder nach Hause, um mich zu sehen.” Und sie ging singend davon.

Oft fühlen wir uns unseren Kindern überlegen und beachten ihre Vorschläge nicht, weil wir sie unpraktisch oder einfach dumm finden. Aber sie können richtig sein. Eine französische Mutter erzählt:

Mit drei Monaten begann unser jüngster Sohn jeden Nachmittag gegen sechs Uhr ein entsetzliches Gebrüll und war durch nichts zu beruhigen. Wir waren ratlos. Eines Abends bei Tisch schlug ich vor, wir sollten uns in einem Augenblick der Stille überlegen, wie ihm zu helfen sei.

Unser Ältester, der sechs Jahre alt war, hatte plötzlich den Gedanken, daß wir seinem kleinen Bruder ein bestimmtes Lied vorsingen sollten. Mir schien diese Lösung etwas zu simpel, aber bald standen wir an seinem Bettchen und sangen. Das Baby hörte auf zu weinen und schlief ein. Seltsam – das beendete die abendliche Schreierei. Seitdem haben wir dem Kind immer dieses Lied vorgesungen, wenn wir es schlafen legten.

Eine weitere Erfahrung machte eine Musiklehrerin aus Kanada: Es war Sonntagmorgen, und wir alle saßen um den Frühstückstisch. Nach einer anstrengenden Woche freuten wir uns auf einen guten Ruhetag. Die vierjährige Jane jedoch verlangte hartnäckig, daß wir alle in die Kirche gehen sollten. Wir versuchten, ihr das auszureden, aber sie bestand darauf. Eine irische Freundin, die bei uns zu Besuch war, schlug vor, Gott zu fragen, was er von uns wollte. So wurden wir still, und alle dachten, daß wir wirklich zur Kirche gehen sollten. Wir mußten uns beeilen, um noch rechtzeitig hinzukommen. Der Geistliche sprach in schlichter Weise davon, wie er eine tiefe Bitterkeit überwinden konnte, die er gegen jemanden gehegt hatte. Nach dem Gottesdienst hatten wir Gelegenheit, uns mit ihm und einigen anderen Eheleuten zu unterhalten. Unser Gast aus Irland erzählte ihnen, wie in ihrem Land die Bitterkeit zwischen einzelnen und Gruppen überwunden werden konnte. – Ohne Jane hätten wir diesen bereichernden Vormittag nie erlebt.

Die Frau eines Farmers aus Neuseeland schreibt:

Unsere kleine Tochter war ein „Problemkind“. Schon als Baby wollte sie nicht normal essen. Jede Mahlzeit wurde zu einem Machtkampf, und das ging drei Jahre so. Ich versuchte alles mögliche. Als ich mit meiner Weisheit am Ende war, wandte ich mich schließlich an Gott um Hilfe. Während ich ruhig dasaß, erinnerte ich mich plötzlich daran, welche Ablehnung ich bei der Schwangerschaft empfunden hatte. Ich hatte versucht, diese Gefühle als einer „christlichen Mutter“ unwürdig zu unterdrücken, und hatte sie nach der Geburt auch tatsächlich vergessen. Nun war es mir, als ob Gott seinen Finger auf diese innere Ablehnung des Kindes gelegt habe. Wenn die Kleine Schwierigkeiten machte, verhärtete ich mich. Das lag an diesem Rest unterdrückter bitterer Gefühle.

Als ich begriff, was das im Leben des Kindes angerichtet hatte, konnte ich nur weinen, bereuen und Gott bitten, sich meiner anzunehmen. Danach fühlte ich mich von dieser Schuld befreit. Als ich dann Gottes Weisung gehorchte, meine kleine

Tochter nie wieder zum Essen zu zwingen, verschwand das Problem über Nacht. Sie hat sich nie wieder geweigert, zu essen.

Manchmal reden wir zuviel, anstatt uns um eine Atmosphäre zu bemühen, in der ein Kind auf sein eigenes Gewissen hören kann. Hier eine Geschichte, die uns eine Mutter von vier Kindern aus Holland schickte:

Unser Tom, zwölf Jahre alt, kam mittags etwas blaß von der Schule heim. Nach dem Essen erklärte er: „Heute nachmittag haben wir Sport, aber ich gehe nicht hin, weil ich viele Hausaufgaben habe und zu müde bin.“

Um zu fehlen, brauchte er meine Erlaubnis, aber ich war nicht sicher, ob ich sie ihm geben sollte oder nicht. Als ich in die Küche ging, folgte Tom mir, um mich zu überreden.

Ich sagte: „Setzen wir uns eine Minute hin, um darüber nachzudenken.“ Mein einziger Gedanke war, ihn selbständig entscheiden zu lassen. Nach einer halben Minute sprang er auf, rief: „Wenn ich mich beeile, kann ich’s noch schaffen!“ und rannte zur Tür hinaus.

Wir Eltern scheinen einen starken Instinkt zu haben, wenn es gilt, unsere Kinder vor unangenehmen Wahrheiten zu bewahren. Die Wahrheit mag zwar zunächst schmerzlich sein, doch sie kann ihnen helfen, sich auf die reale Welt vorzubereiten. Eine Engländerin teilte uns folgendes Erlebnis mit:

Unsere Tochter Fanny ist ein Einzelkind und jetzt sieben Jahre alt. Im vergangenen Jahr bekam eine ihrer Freundinnen ein Brüderchen und eine andere ein Schwesterchen. Seither war ihr ständiger Wunsch: „Ich möchte auch ein Baby haben, einen kleinen Bruder oder eine Schwester.“ Ich gab ihr immer ausweichende Antworten, aber sie besah sich oft hoffnungsvoll meine Figur, ob ich endlich dicker würde. Ich wußte jedoch, daß wir kein weiteres Kind bekommen konnten. Als wir einmal einige Tage bei einer Freundin verbrachten, sprach ich mit ihr darüber. Sie meinte: „Willst du sie weiter in dieser Unsicherheit lassen?“

Ich dachte darüber nach und entschloß mich, mit Fanny bei passender Gelegenheit offen zu sprechen. Die Gelegenheit kam, als wir eines Tages am Strand spazierengingen. Ich erzählte ihr, daß ihr Vater und ich gern noch ein Kind haben würden, daß es aber nicht möglich sei. Ich sprach von dem Baby, das ich vor ihr verloren hatte, und sie stellte verschiedene Fragen.

Auf dem Rückweg rief sie plötzlich: „Warum hast du mir das erzählt?“ und flüchtete in ihr Zimmer, wo ich sie schluchzend auf ihrem Bett fand. Mein Herz schnürte sich zusammen, und ich fragte mich, ob ich einen Fehler begangen hatte. Fanny kam noch verheult zu Tisch, fand aber nach einer Weile ihre Munterkeit wieder. Nachdem sie noch sehr offen mit unserer Gastgeberin gesprochen hatte, war sie wie ausgewechselt. Am Nachmittag waren wir bei Nachbarn zum Kaffee eingeladen, und am Abend erzählte mir Fanny, daß sie Frau X genau erklärt habe, warum wir kein Kind mehr bekommen könnten. „Und Frau X“, fuhr sie fort, „hat auch zwei Kinder verloren.“ Bis dahin hatte ich Fanny immer bemitleidet, weil sie als Einzelkind benachteiligt war. Jetzt sah ich ein, daß ich damit aufhören mußte. Ich selber habe eine Schwester und komme aus einer zerbrochenen Ehe. Als ich acht Jahre alt war, verließ uns mein Vater. Ich glaube, daß solche Umstände viel nachteiliger im Leben eines Kindes wirken als die Tatsache, ein Einzelkind zu sein. Fanny hat sich als einzige Tochter anstrengen müssen, Freunde zu suchen, aber sie hat es geschafft.

Eine andere Mutter schreibt über ihren Sohn, der seine Angst überwand, auf dem Schulweg grob behandelt zu werden:

Niko war sechs Jahre alt und ging gern in die Schule, aber jeden Nachmittag auf dem Heimweg verfolgte ihn ein großer Junge von zehn Jahren. Niko versuchte, ihm zu entweichen, aber Peter holte ihn immer ein und stellte ihm ein Bein oder warf Nikos Mütze in den Teich usw. Natürlich hatte Niko große Angst vor Peter. Ich bot ihm an, ihn von der Schule abzuholen, aber das fand er zu babyhaft.

Eines Abends vorm Schlafengehen fragte er Jesus, was er tun

solle. Plötzlich verklärte sich sein Gesicht. „Jesus sagt, die Hunde verfolgen die Katzen, weil die Angst haben und so schnell wie möglich wegrennen. Deshalb mußt du morgen nicht vor Peter weglaufen, sondern versuchen, mit ihm zusammen nach Hause zu gehen und sein Freund zu werden, weil er keinen hat.“

Am nächsten Nachmittag sah ich aus dem Fenster, und wirklich: Da kamen sie einträchtig daher, wie alte Freunde, und standen sogar noch eine Weile zusammen am Tor, um ihr Gespräch zu beenden. Nach und nach wurden Nikos Freunde auch Peters Freunde.

Ein englischer Schulleiter bemerkte gegenüber einer Bekannten: „Eltern geben ihren Kindern oft alles außer ihrer Zeit – aber kein Taschengeld kann die ersetzen.“ Dazu schreibt eine Mutter aus Schottland:



Wenn die Kinder klein sind, widmet ihnen die Mutter viel Zeit. Wenn sie heranwachsen und sich selber helfen können, entsteht daraus eine Selbständigkeit, die sowohl von den Eltern wie vom Kind geschätzt wird. Trotzdem finde ich es wichtig, mir Zeit für meine Jungen zu nehmen, wenn sie mir etwas erzählen wollen. Der Augenblick vor dem Schlafengehen ist oft am besten dazu geeignet, weil dann die Anspannung des Tages nachgelassen hat und es sich gut reden läßt. Manchmal kostet es mich wirkliche Überwindung, nach oben zum Jungenzimmer zu steigen, denn am Ende des Tages bin ich müde und sehne mich nach der verdienten Ruhe.

An einem dieser Abende verglich unser Ältester das Taschengeld, das wir ihm gaben, mit dem eines Kameraden, der viel mehr erhielt. Aber er sagte: „Natürlich möchte ich gern mehr Taschengeld haben, aber du und Vati, ihr habt uns beigebracht, auf Gott zu hören, und das ist noch viel wichtiger.“ Nach einer Pause erzählte er mir von einem Freund, der in seinen Augen eine phantastische Summe als Taschengeld erhielt, und sagte nachdenklich: „Weißt du, ich glaube, seine Eltern geben ihm so viel Geld, um ihn für das zu entschädigen, was sie nicht für ihn tun.“

Das wird auch von einer Schweizerin bestätigt, die viele Kinder aus verschiedenen Nationen betreut hat:

Ich habe festgestellt, daß die Eltern ihren Kindern materielle Belohnungen versprechen, weil sie glauben, daß sie dadurch glücklich werden. Als ich jedoch eines Tages einigen achtjährigen Jungen die Frage stellte, was sie glücklich machen würde, äußerte keiner einen materiellen Wunsch. Ihre Antworten waren:

- Etwas wirklich Schwieriges schaffen.
- Jemandem helfen, der es nötig hat.

Darauf fragte ich sie, ob sie glücklich wären, wenn man ihnen gäbe, was sie sich wünschten. Ein irischer Junge antwortete: „Wenn ich alles kriege, was ich will, kann ich überhaupt nicht genug bekommen.“

Die Schweizerin stellte einer Gruppe von sieben- bis dreizehn-jährigen Kindern aus sieben Ländern folgende Fragen, die wir mit den verschiedenen Antworten hier abdrucken:

Wie stellt ihr euch eine ideale Familie vor?

- Eine Familie, in der man sich nicht anlügt und in der man sich nicht zankt, wie es Papa und Mama oft tun.
- In der man seinen Vater viel sieht, wenigstens zu den Mahlzeiten. Es wäre schön, wenn Eltern weniger arbeiten würden, so daß wir mit ihnen reden könnten, wenn wir sie brauchen.
- In der Eltern uns auch mal was allein tun lassen. Wenn Eltern nur herumkommandieren, werden wir Roboter und lernen nichts.



Was können Kinder tun, um die Atmosphäre zu Hause zu ändern?

- Die Wahrheit sagen.
- Zugeben, wenn wir Unrecht haben.
- Wir können sagen: „Es tut mir leid.“
- Bei uns macht jeder so viel Krach, daß unsere Mutter böse wird. Wenn wir alle ruhiger wären, würde sie nicht so sauer.
- Man müßte häufiger auf Gott hören.

Was führt zu Streitereien?

- Meist kleine Sachen, aber sie werden größer und größer, wie Lawinen.
- Wenn mein Bruder oder meine Schwester etwas haben, was ich nicht habe, werde ich neidisch.
- Wenn Eltern bei einem Kind „ja“ und beim andern „nein“ sagen.

Wie könnte eure Familie anderen Familien helfen?

- Indem wir ihnen von unseren Erfahrungen erzählen.
- Indem wir uns mit den Nachbarn treffen.
- Wir müssen erst selber einig sein, bevor wir anderen helfen können.

Was macht eure Familie am liebsten?

- In die Ferien fahren.
- Zusammen über alles reden.
- In den Wald gehen.
- Tischtennis mit Vati spielen.

Wie trifft ihr in eurer Familie Entscheidungen?

- Wir treffen keine.
- Jeder schreibt auf, was er gern tun möchte.
- Wir entscheiden abends, bevor wir beten.
- Jeder sagt seine Gedanken, und Vater entscheidet, was das beste ist.

Warum brauchen wir eine Familie?

- Weil wir Essen haben müssen.
- Um auf uns achtzugeben.
- Wir brauchen einen Vater, der uns erzieht und uns zeigt, wie wir leben sollen.

Wozu sind Großeltern da?

- Eine Großmutter ist eine Frau, die keine eigenen Kinder hat und darum die kleinen Jungen und Mädchen von anderen Leuten liebt.



- Großmütter haben nichts zu tun. Sie müssen nur einfach da sein. Sie sagen nie: „Komm schnell!“, oder: „Beeile dich, um Himmels willen!“
- Sie sind dick – aber nicht zu dick, um uns die Schuhbänder zu binden. Sie tragen Brillen, und manchmal können sie ihre Zähne herausnehmen.
- Sie können Fragen beantworten wie „warum Hunde Katzen hassen“ oder „warum Gott nicht verheiratet ist“.
- Wenn sie uns eine Geschichte vorlesen, überschlagen sie nie eine Seite, und es macht ihnen nichts aus, wenn es immer dieselbe Geschichte ist.
- Alle Leute sollten eine Großmutter haben, besonders die Leute, die keinen Fernseher haben.
- Großmütter sind die einzigen Erwachsenen, die immer Zeit haben.
- Großmutter denkt immer an uns und ruft uns an. Sie spielt immer Spiele mit uns. Großmütter haben ihre Grenzen; sie schicken uns ins Bett und geben uns keine Süßigkeiten vor

dem Essen. Großväter haben keine Grenzen; sie wollen nur eine schöne Zeit mit uns haben.

- Großmütter achten darauf, daß unsere Mütter sich richtig benehmen.

Was bedeutet das Hören auf Gott für ein Kind? Ich habe meine Tochter Digna gebeten, es zu erklären:

- Man setzt sich ruhig hin, ohne an etwas Bestimmtes zu denken, und läßt sein Gewissen sprechen, verstehst du? Es ist bei mir nicht so, daß ich eine fremde Stimme höre. Ich glaube, daß Gott unsere innere Stimme benutzt, um uns etwas zu sagen. Man weiß, ob der Teufel oder ob Gott spricht, weil Gott einem gute Dinge sagt oder was man falsch gemacht hat. Der Teufel sagt nur: „Ach, vergiß es, du brauchst nicht auf Gott zu hören.“

Neulich durfte ich einmal bei meiner Freundin übernachten, und wir schwatzten im Bett noch bis 11 Uhr, als plötzlich die Rede auf Gott kam. Ich fragte meine Freundin, ob sie an ihn glaube, und sie sagte: „Ich denke schon, aber ich bin nicht sicher.“ Ich fragte dann: „Wenn du dich mit deiner Mutter gestritten hast, sagt dir dann nicht eine innere Stimme, daß du sie um Verzeihung bitten sollst?“ Sie antwortete: „Wir hatten neulich einen großen Krach, und ich wollte mich auf keinen Fall entschuldigen, aber dann sagte diese innere Stimme doch: ‚Du solltest um Verzeihung bitten.‘ Ich habe es getan und war hinterher so glücklich.“

Für ein Kind ist es eine natürliche Sache, auf die Stimme seines Herzens zu hören. Natürlich ist dies keine neue Idee, denn in der Bibel gibt es zahllose Erzählungen, in denen Gott den Menschen Anweisungen gegeben hat. Wenn die Könige und Führer diesen Anweisungen folgten, ging alles gut in ihren Ländern; wenn sie sie aber mißachteten, folgten Hungersnot, Krieg und Chaos. Ich glaube, das ist bis heute so geblieben.

Zusammen die Probleme anpacken

Eltern werden ist nicht schwer, Eltern sein dagegen sehr. Glücklicherweise können wir voneinander und aus unseren Fehlern lernen. Neulich wurde in der Bundesrepublik auf einem Seminar über das Familienleben die Frage gestellt: „In welchem Alter sollte die Erziehung unserer Kinder beginnen?“

Eine deutsche Mutter antwortete: „So früh wie möglich. Wenn die Kinder noch sehr klein sind, muß man Grenzen setzen. Dadurch erfahren sie Sicherheit und Schutz. Experimente mit anti-autoritärer Erziehung haben gezeigt, wie verheerend es ist, wenn man dies versäumt. Legt man aber gewisse Grenzen fest, entwickelt sich eine sogenannte Frustrationstoleranz; das Kind begreift, daß die Welt nicht einstürzt, wenn es seinen Willen einmal nicht bekommt. Ich bin Kindern begegnet, die nie ein klares ‚Nein‘ zu hören bekamen und immer durch Überreden oder Eigensinn ihr Ziel erreichten. Wir müssen ihnen eine positive Form von Autorität zeigen.“

Im folgenden lesen wir, wie Lösungen für die kleinen Probleme mit Kindern gefunden wurden, bevor sie sich zu großen Problemen entwickeln konnten. Als erstes hören wir von einer englischen Mutter dreier Kinder, die als Lehrerin tätig ist:

Ich kannte das Gebet, aber Gott wurde für mich erst real, als ich lernte, auch auf ihn zu hören. Es ist eine Kunst, in der man sich üben muß. Aus allen schwierigen Situationen wie Krankheit, Müdigkeit oder Streß gibt es immer einen Ausweg. Ich habe inzwischen erfahren, daß Gott im verschwiegensten Winkel unseres Herzens zu uns sprechen wird, wenn wir ihn wirklich hören wollen.

Unsere älteste Tochter Edith verursachte mir mit sechs Jahren immer Unruhe und Unbehagen. Sie hing an mir wie eine Klette und verlangte ständig meine Aufmerksamkeit. Eines Tages wandte ich mich mit dieser heimlichen Last an Gott, ohne ernstlich eine Antwort zu erwarten. Als ich einmal im

Supermarkt in einer Schlange anstand, überfiel mich urplötzlich die Erkenntnis, daß ich im Hinblick auf Ediths intellektuelle Leistungen sehr ehrgeizig war und dadurch bei ihr Ängste auslöste, mit denen sie nicht fertig wurde. Sobald ich diesen Gedanken als Gottes Antwort akzeptierte und einsah, daß ich meine Haltung ändern mußte, fiel eine Last von mir ab. Zu Hause angekommen, erklärte ich Edith, so gut ich konnte, daß es falsch von mir war, zu viel von ihr zu erwarten, und wie leid es mir tat, sie gedrängt zu haben.

Es war bewegend zu sehen, mit welcher Erleichterung sie alles aufnahm und verstand. Seither änderte sich mein Verhalten ihr gegenüber völlig, und als Folge ging sie sorgfältiger und fröhlicher an ihre Hausaufgaben. Sie hatte es auch nicht mehr nötig, andere Kinder nachzuahmen, weil sie sich frei fühlte, sie selbst zu sein.

Und jetzt möchte ich Ihnen eine junge Kambodschanerin vorstellen, die mit ihrem Mann und dem sechsjährigen Sohn in Paris lebt. Sie und ihr Mann kommen beide aus Familien, die im politischen Leben ihres Landes eine Rolle gespielt haben.

Vor einem halben Jahr wurde meinem Mann und mir klar, daß wir bisher jeder sehr egoistisch und falsch gelebt hatten. Wir beschlossen, nicht mehr nur an uns zu denken. So begannen wir, uns mehr um unseren sechsjährigen Sohn zu kümmern, der sehr unter unserer Uneinigkeit gelitten hatte. Wir wollten uns nun gegenseitig helfen und auch anderen Menschen, die unsere Hilfe brauchten.

Zunächst dachten wir über die Erziehung unseres Jungen nach. Wir nahmen uns vor, konsequent mit ihm zu sein und ihm vor allem jeden Tag eine bestimmte Zeit zu widmen, um mit ihm zu reden und zu spielen. (Wir sind beide berufstätig.) Diese regelmäßig in Frieden miteinander verbrachte Zeit gibt ihm die Sicherheit, die er für eine harmonische charakterliche Entwicklung braucht.

Wir, mein Mann und ich, hatten uns früh vorgenommen, daß unsere Kinder lernen sollten, alles zu essen und keine Nahrungsmittel zu vergeuden – in einer Welt, in der viele Menschen

Hunger leiden. Von den Gerichten, die sie nicht mochten, gaben wir ihnen nur winzige Mengen. Allmählich lernten sie, diese ohne Theater zu essen und mochten sie später auch.

Einmal hatten wir für ein paar Wochen ein dreijähriges Mädchen bei uns. Sie war das Aufessen nicht gewöhnt und sträubte sich zunächst. Doch als sie sah, daß sich alle daran hielten und wir es ernst meinten, gab sie nach und rief von da an am Ende jeder Mahlzeit triumphierend: „Ich habe alles aufgegessen!“

Kinder wollen gern dazulernen, und wir versagen, wenn wir sie nicht dazu anhalten, das zu tun, was richtig ist.

Als Digna vier Jahre alt war, konnte sie keine Mahlzeit durchhalten, ohne mehrmals unter vielen Vorwänden aufzustehen. Meine Ermahnungen hatten keinen Erfolg, und so wurde der Eßtisch zu einem Kampfplatz. Wir beschlossen, dem ein Ende zu machen. Dazu wurde an der Wand eine Tabelle befestigt, und nach jedem Essen, bei dem sie nicht aufgestanden war, durfte Digna einen roten Papierstern aufkleben. Wenn sie am Samstag für jeden Wochentag drei Sterne hatte, gingen wir ein



Eis kaufen. Es wurde zu einem Spiel, nach jedem Essen einen Stern zu gewinnen. Einige Wochen später vergaß Digna die Sterne, aber das Sitzenbleiben am Tisch war ihr zur festen Gewohnheit geworden. Ich glaube, daß Kinder gute Gewohnheiten genauso schnell annehmen können wie schlechte.

Und jetzt möchte ich eine Kanadierin zu Wort kommen lassen:
Ich war schon eine Weile unglücklich über die schlechten Tischmanieren meiner Kinder. Endlich begann ich, ernsthaft darüber nachzudenken. Ich war ganz schockiert, als ich feststellte, daß ich die Kinder zu diesem schlechten Benehmen ermutigt hatte. Die Ursache war meine Unart, schnelle Mahlzeiten am Küchentisch zu servieren. So entschloß ich mich zu einer Extra-Anstrengung: Die Familienmahlzeiten wurden künftig im Eßzimmer eingenommen. Die Veränderung ist bemerkenswert. Die Kinder decken nun den Tisch, räumen auch ab und haben plötzlich ein Verantwortungsgefühl entwickelt. Die Abendmahlzeiten sind jetzt eine Freude und geben jedem Gelegenheit, von seinen Tageserlebnissen zu erzählen.

Eine amerikanische Mutter schließt ihre Erfahrungen an:
Tim war sechs Jahre alt, als seine drei älteren Brüder das Haus verließen; er wurde auf einmal so etwas wie ein Einzelkind. Vorausschicken möchte ich noch, daß ich es für ein großes Problem in vielen amerikanischen Familien halte, daß die Mutter die Erziehung der Kinder allein in der Hand haben will und dem Vater nicht den Platz des Familienoberhauptes einräumt, den Gott für ihn vorgesehen hat. Damals also wollte ich Tim allein erziehen. Wenn mein Mann ihn zur Disziplin anhalten wollte, schützte oder bedauerte ich Tim. Ich konnte nicht begreifen, warum mein Mann so furchtbar böse mit dem Jungen wurde, und fand das einfach unvernünftig und ungerecht. Da ich gerade gelernt hatte, mich an Gott zu wenden, wenn etwas nicht in Ordnung war, überprüfte ich in der Stille, was etwa bei mir falsch sein könnte. Da erkannte ich: „Dick ist nicht böse auf Tim, sondern auf dich.“ Als ich Dick diesen Gedanken mitteilte, sagte er: „Das stimmt!“

Von da an hielt ich mich heraus, wenn Dick Tim strafte, auch wenn ich nicht mit ihm übereinstimmte oder ihn für zu streng hielt. Tim konnte sich dann nicht mehr zu mir flüchten. Dadurch wußte er, woran er war und wurde sicherer. Er und sein Vater wurden gute Freunde und sind es immer noch.

Seitdem habe ich oft erlebt, wie viele Kinder ihre Eltern gegeneinander ausspielen. Ich bin so dankbar, daß wir gelernt haben, auf Gott zu hören. So fanden wir die Einigkeit, die unsere Familie stärkt und uns einen Glauben gibt. Unsere Söhne sind als verantwortliche Bürger in die Welt gegangen und kümmern sich um andere Menschen und um ihr Land.

Wenn unsere Kinder schlechte Laune bekamen, pflegte ich ihnen zu sagen: „Wenn du launisch sein willst, dann geh doch bitte in dein Zimmer. Willst du wieder fröhlich sein, haben wir dich gern bei uns.“ Stets zogen sie den Familienkreis der Isolie-



rung vor. Sie merkten, daß sie ihre schlechte Laune oft selbst in der Hand hatten und ihr nicht hilflos ausgeliefert waren. Natürlich hatten manche Stimmungen tiefere Ursachen. Diese versuchten wir herauszufinden, um durch eine Lösung des Problems den inneren Frieden wieder herzustellen.

Digna schief als Neugeborenes jedesmal ein, wenn sie an die Brust angelegt wurde. Die erfahrene Hebamme, die ihr zur Welt geholfen hatte, zeigte mir verschiedene Methoden, sie wachzubekommen, und bemerkte dabei: „Sobald die Nabelschnur durchgetrennt ist, versuchen sie, ihren Willen zu bekommen. Sie, Mrs. Campbell, müssen entscheiden, wer hier wen bestimmt.“ Dies sind sicher weise Worte einer lebenserfahrenen Frau. Aus den bisherigen Berichten ist jedoch hoffentlich auch hervorgegangen, daß es uns keineswegs darum geht, die absolute Herrschaft der Eltern über die Kinder zu propagieren, sondern daß wir als verantwortliche Erzieher unsererseits eine dritte „Autorität“ über uns anerkennen. So sind wir in diesem Punkt unseren Kindern gleichgesetzt. Auf diese Weise gibt es für jeden „Machtkampf“ eine Lösung.

Edith-Anne hatte mit vier Jahren entsetzliche Wutanfälle. Sie warf sich zu Boden, strampelte und brüllte jedesmal, wenn sie nicht ihren Willen kriegte. Oft gab ich dann nach, nur um des lieben Friedens willen.

Da meinte eine Freundin: „Es ist schlecht für das Kind, zu erleben, daß du dich von ihr beherrschen läßt. Wie willst du ihr helfen?“

Wir hatten keine Ahnung und beschlossen, Gott um Hilfe zu bitten. Da wurde uns klar, daß wir nicht auf jede falsche Verhaltensweise eingehen sollten. Das würde allen Beteiligten das Leben unerträglich machen. So einigten wir uns auf drei Verhaltensmaßregeln, die sie befolgen sollte:

- Sie sollte jeden Morgen vor dem Frühstück ihr Bett machen und ihr Zimmer aufräumen.
- Sie sollte bei den Mahlzeiten ihren Teller leeressen.
- Sie sollte das anziehen, was man ihr herauslegte und nicht ohne mein Einverständnis die Kleider wechseln.

Der vierte Punkt war für mich bestimmt: Ich sollte nicht um

jeden Preis die Konfrontation vermeiden, selbst wenn das einen Vulkanausbruch hervorrief.

Wir teilten Edith-Anne unsere drei Regeln mit, und sie sagte nichts dazu. Am nächsten Morgen entdeckte ich eine schreckliche Unordnung in ihrem Zimmer. Ich sagte ihr, sie solle vor dem Herunterkommen aufräumen, aber kaum eine Minute später war sie schon unten. Ich fragte: „Hast du dein Zimmer aufgeräumt?“ Sie sagte: „Ja, aber sieh jetzt nicht nach!“ Natürlich gingen wir wieder hinauf und brachten das Zimmer schnell zusammen in Ordnung. Weil wir auf diesen Dingen bestanden, wurde sie ein viel fröhlicheres Kind. Die Zornausbrüche verschwanden fast ganz. Sie wußte, was wir von ihr erwarteten und wie weit sie gehen konnte; das gab ihr Sicherheit. Ich glaube, sie spürte, daß ich keine Angst mehr hatte, gegen ihren Eigensinn anzugehen. Sie merkte auch, daß zwischen Paul und mir Einigkeit in diesen Fragen bestand und daß sie nicht einen gegen den anderen ausspielen konnte. Sie wissen sicher, wie kleine Töchter ihre Väter um den Finger wickeln können!

Eine französische Familie in Lyon hat zwei lebhaft Söhne. Die Mutter schreibt:

Es war einer dieser Abende, an denen man als Mutter am Ende seiner Kräfte ist, weil man hundert Dinge auf einmal zu tun hat, während die Kinder müde sind und herumalbern. Mein neunjähriger Sohn saß in der Badewanne und war sehr ungezogen. Ich ging zu ihm hinein, gab ihm einen Klaps und schrie: „Ich könnte dich umbringen!“ Kaum war das heraus, schämte ich mich sehr.

Später am Abend merkte ich, daß ich ihn nicht einschlafen lassen sollte, ohne die Sache in Ordnung gebracht zu haben. Ich wollte mich nicht entschuldigen, denn sein Betragen war wirklich schlecht gewesen, aber ich fragte ihn: „Wie hast du dich gefühlt, als ich diese häßlichen Worte zu dir gesagt habe?“ Er antwortete sehr schüchtern: „O Mami, das denke ich auch oft über dich, aber ich traue mich nicht, es zu sagen.“ Wir lachten zusammen und fühlten uns eng verbunden, weil wir merkten, wie ähnlich wir einander waren.

Ich mußte der Tatsache ins Auge sehen, daß bei solchen Zwischenfällen meine wahre Natur herauskommt und ich nicht das Bild der großartigen Mutter biete, die so ausgezeichnet für ihre Kinder sorgt. Ich dachte weiter darüber nach, ob es außer meiner Müdigkeit noch andere Gründe für meine Reaktion gab. Mir fiel ein, daß ich sofort anfangen, meiner Familie zu diktieren, wenn ich aus irgendeinem Grund Gott nicht die Herrschaft über mein Leben lasse. Mein Sohn hat einmal zu mir gesagt: „Mami, manchmal spielst du dich hier wie eine Königin auf.“ Er hatte recht, und es war kein Kompliment.

Hören wir die Erfahrung einer Frau aus Kalifornien:

Neulich entdeckten unser zehnjähriger Sohn John und einige seiner Freunde in der Mülltonne des Nachbarn mehrere Pornohefte. Natürlich fanden sie das sehr aufregend und kamen alle damit in Johns Zimmer, schlossen sich ein und blätterten die Hefte durch. Dann versteckten sie sie, denn es sollte ihr Geheimnis bleiben.

Am Abend war John offensichtlich bedrückt, traute sich jedoch nicht mit der Sprache heraus, weil er sich zum Schweigen verpflichtet fühlte. Ich meinte: „Wie ich dich kenne, belastet dich etwas, und du fühlst dich nicht frei, bis du mit Papa oder mir darüber gesprochen hast. Wir können schweigen.“

Dann erzählte er sehr verlegen alles, und wir hatten ein gutes Gespräch miteinander. Sein Vater hatte schon einmal „von Mann zu Mann“ mit ihm über Sexualität gesprochen, und John wußte, daß er darüber mit uns reden konnte. Nun versuchten wir, ihm den Mißbrauch der Sexualität in den Pornoheften zu erklären. Gott hat die Sexualität für einen wunderbaren Zweck geschaffen, genauso wie die Nahrung. Aber man kann krank werden, wenn man zu viel ißt (besonders Schokolade!). Genauso kann man auch die Sexualität mißbrauchen.

Wir einigten uns, daß er seinen Freunden vorschlagen sollte, die Hefte als Altpapier zu verkaufen und das Geld zu teilen. Er überzeugte sie davon, daß dies ein guter Tausch war.



Kinder dürfen ruhig merken, daß Mütter auch Gefühle der Hilflosigkeit haben.

Edith-Anne nahm auf eigenen Wunsch Klavierstunden, seit sie acht Jahre alt war. Sie spielte zwar gern, mochte aber nicht üben. Es war kurz vor ihrem zwölften Geburtstag, als ich mich eines Nachmittags zu ihr ans Klavier setzte, um sie zum Üben zu ermuntern. Aber ich hatte keinen Erfolg. Je mehr ich ihr zu-redete, desto stärker widersetzte sie sich. Es kam zu einem Wortgefecht, aber keines meiner Argumente zog.

Schließlich wußte ich nicht mehr, was ich sagen sollte. Ich fühlte mich völlig hilflos und niedergeschlagen und fing an zu weinen. Ich glaube, das hatte ich noch nie vor Edith-Anne getan. Es gab eine Totenstille, sie war sprachlos. Nach einer Weile sagte ich: „Dein Vater und ich möchten dir eine gute Erziehung verschaffen und versuchen, dir alles zu geben, was du nötig hast, ohne dich dabei zu verwöhnen. Irgendwo müssen wir versagt haben.“

Da warf sie die Arme um meinen Hals und schluchzte: „Es ist nicht dein Fehler. Ich bin so egoistisch und undankbar! Bitte verzeih mir!“

Von diesem Tage an hat sich unsere Beziehung völlig verändert. Wir scheinen jetzt auf der gleichen Wellenlänge zu liegen und ziehen am selben Strang.

Eine Freundin aus Kenia erzählt von ihrem kleinen Sohn:

Frank wußte seit langer Zeit, daß er Schüler in einer Internatsschule werden würde, und in diesem Jahr sollte der Plan verwirklicht werden. Wir wählten dieselbe Schule, die auch sein Vater als Junge besucht hatte. Frank war erst siebeneinhalb Jahre alt – sehr jung also, um weit weg von zu Hause zu leben. Wir hatten ihn darauf vorbereitet, indem wir oft darüber gesprochen hatten. Er wußte ungefähr, was ihn erwartete. Aber als der Zeitpunkt der Trennung kam, wurde es für ihn und für uns natürlich schwer, besonders weil er noch nie eine Nacht fern von uns Eltern verbracht hatte.

Als wir ihn an einem Septemberabend zu der Schule brachten, glaubten wir, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Wir erhofften das Beste, hatten aber auch einige Zweifel und Vorbehalte. Nach zwei Wochen kam die erste Gelegenheit, ihn in der Schule zu besuchen. Wir waren erstaunt, wie er sich verändert hatte. Er war in kurzer Zeit reifer und erwachsener geworden. Er zeigte uns seine Aufgaben, ließ uns alles ansehen und war wirklich stolz, seine Sachen in Ordnung gehalten zu haben. Auch seine Briefe waren sehr fröhlich, er erkundigte sich immer nach allen Mitgliedern der Hausgemeinschaft.

Nach fünf Wochen kam er für vier Ferientage nach Hause. Jetzt schätzte er alles viel mehr – seine Spielsachen, sein Fahrrad und das Essen. Natürlich hatte er keine Lust, wieder wegzufahren, aber er wußte, daß es sein mußte. Obwohl es einige Tränen gab, war er tapfer. Am letzten Morgen hatte er in einer Zeit der Stille mit der Familie aufgeschrieben: „Ich bin traurig, wieder abreisen zu müssen. Ich möchte eine Photographie von euch haben, um euch nicht zu vergessen. Ich bin froh, daß Papa heute Geburtstag hat. Ich war glücklich hier.“ Frank lernt, sich richtig auszudrücken, und das hilft ihm auch. Ich spürte, daß ich ihn gern dabehalten hätte, und dachte, daß eigentlich nur wir Eltern das Beste für ihn tun können. Und plötzlich hat man dann keine Kontrolle mehr, und man macht sich Sorgen, obwohl alles gut geht. Da sagte mein Mann zu mir: „Weißt du, Gott kümmert sich auch um ihn.“

Wie ist es, wenn ein Elternteil plötzlich mit kleinen Kindern allein dasteht? Hierüber schrieb uns eine englische Witwe:

Meine Tochter war sieben und mein Sohn vier Jahre alt, als mein Mann plötzlich starb. Zuerst wußte ich nicht, wie ich ohne ihn mit dem Leben fertig werden sollte. Er war ein wunderbarer Vater und Ehemann gewesen. Aber ich hatte Gottes Liebe für uns als Familie und den Glauben meines Mannes erlebt, und das gab mir den Mut, den Verlust als Gottes Willen und als eine Erfahrung des Kreuzes anzunehmen.

Später bekam ich ernsthafte Probleme mit meiner Tochter Diana, die sich mir häufig heftig widersetzte. Dabei konnte ich keine Gründe erkennen, warum sie ständig gegen mich rebellierte, und schob es darauf, daß sie ihren Vater vermißte, mit dem sie sich gut verstanden hatte.

Beide Kinder gingen in eine kleine Schule, in der sie eines Tages an der Aufführung eines Musicals teilnahmen. Die Kinder hatten in dem Stück Lieder zu singen und einige Zeilen zu sprechen, und alle hatten Spaß daran. Beim Schlußvorhang saßen alle Kinder auf der Bühne an der Rampe mit dem Rücken zum Publikum und sahen dem Chor beim letzten Lied zu. Als das Publikum nach der ersten Vorstellung applaudierte, drehten sich die meisten Kinder um und lachten in die Runde. Man erklärte ihnen, daß sie ihren Anteil am Applaus vorher bekommen hätten und daß jetzt die Aufmerksamkeit dem Chor gelten sollte und es stören würde, wenn sie sich umdrehen. Am zweiten Abend drehte sich nur Diana um, und der Regisseur war ärgerlich darüber.

Eine der Betreuerinnen der Kinder schlug Diana vor, sie solle doch Gott fragen, warum sie sich umgedreht habe. In dieser Schule hatten die Kinder gelernt, regelmäßig auf Gott zu hören. Als sie also am folgenden Morgen begannen, einige Minuten still zu sein, machte meine Tochter keine Anspielung auf das Stück, sondern sagte nur: „Ich bin eifersüchtig auf meinen Bruder und weiß nicht, was ich tun soll.“

Einer der Lehrer meinte, sie solle vielleicht mit mir darüber sprechen. Sie tat es unter großen Schwierigkeiten und sagte, daß sie glaubte, ich hätte ihren Bruder John lieber als sie.

Ich fand es schwer zu akzeptieren, daß ich derart ungerecht sein könnte. Bei näherem Nachdenken mußte ich jedoch zugeben, daß ich mit der aufsässigen Diana schnell die Geduld verlor. Dabei nutzte John die Situation aus, war mir gegenüber anschniegksam und gegenüber Diana selbstgerecht.

Meine Erkenntnis dieser Situation führte zu einem Wendepunkt im Sicherheitsgefühl beider Kinder. Diana lernte, daß es die höhere Autorität Gottes gibt, an die sie sich immer wenden konnte. Und John, der dabei war, ein verwöhntes – und dadurch verunsichertes – Kind zu werden, fand eine neue Geborgenheit.

Ein australischer Journalist berichtet von einem Erlebnis mit seinem Sohn:

Auf dem Fußballplatz war er furchtlos, aber am Abend konnte er nie einschlafen, ohne am Daumen zu lutschen. Andrew war inzwischen neun Jahre alt, und trotz unserer verzweifelten Versuche, ihn davon abzubringen, schien es so, als ob er diese Gewohnheit nie ablegen würde.

Wir hatten seinen Daumen mit bitterer Tinktur eingerieben oder die Ärmel seines Schlafanzugs zugenäht, stellten aber fest, daß diese direkten Angriffe nur zu einem fruchtlosen Kampf unseres Willens gegen den seinen führten.

Einige Wochen später, als ich an seinem Bett kniete, um mit ihm zu beten, fragte ich ihn zu meiner eigenen Überraschung: „Hast du jemals Jesus gebeten, dir zu helfen, mit dem Daumenlutschen aufzuhören?“

Ich sehe noch seinen durchdringenden Blick, als er mir antwortete: „Jesus funktioniert vielleicht bei dir, aber bei mir nicht.“

„So einfach ist das bei mir auch nicht“, entgegnete ich. „Jeden Tag muß ich ihn um Hilfe bitten bei Sachen, mit denen ich allein nicht fertig werde.“

„Was war es heute?“ war seine nächste Frage mit besonderer Betonung des Wortes heute.

Blitzartig erinnerte ich mich – und ich hätte mich lieber nicht daran erinnert! Ich überlegte hin und her: War es ein Beispiel, das ihm helfen konnte, oder konnte es ihm schaden? Indessen

hatten wir es uns zur Regel gemacht, auf ernsthaft gestellte Fragen mit aller Offenheit zu antworten, und es gab keinen Zweifel an dem echten Interesse Andrews an seiner Frage, als er mir so fest in die Augen sah.

„Also gut, ich habe Jesus bitten müssen, mir zu helfen, das Titelbild einer Zeitschrift nicht noch einmal anzusehen.“

„Was war denn falsch an diesem Bild?“

Einem Erwachsenen hätte ich sagen können: Es war verführerisch, aber Andrew antwortete ich: „Es war schmutzig.“

Auf seine letzte Frage: „Hast du noch mal hingeguckt?“ konnte ich mit Erleichterung sagen: „Nein.“

Dann betete er. Ich erinnere mich nicht mehr, wie er seine Bitte um Hilfe ausgedrückt hat. Aber ich weiß noch, daß Andrew nach diesem Tag nicht mehr am Daumen gelutscht hat.

Viele Jahre später erzählte uns Andrew, es sei für ihn die größte Hilfe gewesen, daß wir ihm ganz ehrlich von unseren eigenen Schwächen berichtet hatten – obwohl wir nicht wußten, ob er ebenfalls zu dieser Offenheit bereit war.

Eine englische Ärztin fühlte sich enttäuscht und besiegt durch die Wesensart ihrer kleinen Tochter.

Das Leben schien mir schön und ohne Probleme, bis die Kinder sich zu kleinen Persönlichkeiten mit eigenen Ideen und eigenem Willen entwickelten, mit dem ich nicht fertig werden konnte. Ich fand Lucy, unsere zweite Tochter, besonders schwierig. Zwischen ihr und der nächsten bestand nur ein Altersunterschied von einem Jahr. Lucy folgte mir ständig von Zimmer zu Zimmer, krabbelnd und schreiend, und das reizte mich maßlos. Bald bestand nur noch eine sehr armselige Beziehung zwischen uns. Manchmal nahm ich sie auf und schüttelte sie, um ihr Schreien zu unterbinden. Natürlich war das völlig wirkungslos. Obwohl mir das klar war und ich mich hinterher schuldig fühlte, wußte ich mir nicht anders zu helfen.

Mit drei Jahren fing Lucy an, richtige Wutanfälle zu bekommen. Einmal brach sie mitten in einem Laden los und warf sich laut schreiend auf den Boden. Von da an nahm ich sie nie wieder mit zum Einkaufen. Ich war verärgert und fassungslos über

diese Situation. Ich, eine vernünftige, intelligente Ärztin, konnte noch nicht einmal mit meiner eigenen Tochter fertig werden. Ein kleines Kind hatte mich besiegt! Es wurde immer schlimmer, bis ich schließlich eines Abends verzweifelt auf meine Knie fiel (was überhaupt nicht meine Gewohnheit war, denn wir gingen damals selten in die Kirche und dachten kaum an Gott). Ich sagte: „O Gott, was soll ich bloß mit diesem Kind machen?“

Die Antwort kam blitzartig und so klar, als ob jemand gesprochen hätte: „Du weißt ganz genau, was du tun sollst: Du mußt wieder anfangen, auf mich zu hören.“

Das tat ich. Ich war in dem Glauben an den Wert einer morgendlichen Zeit mit Gott erzogen worden. Um diese Zeit der Besinnung jetzt wieder möglich zu machen, beschloß ich, eine halbe Stunde früher aufzustehen. Das war ein ziemlicher Kampf, denn von meinem Mann kam starker Widerstand!

Nach einiger Zeit merkte ich jedoch eine Veränderung bei allen Kindern. Nicht sie waren im Unrecht gewesen, sondern ich. Ich stellte fest, daß ich meinen Tag besser bewältigen konnte und so mehr Zeit für die Kinder hatte. Unser Verhältnis besserte sich zusehends. Und als zusätzliches Geschenk begann mein Mann, morgens mit mir Zeit der Besinnung zu halten.

Als unsere dritte Tochter Elisabeth mit zwölf Jahren sehr schwierig wurde, entstand eine Schranke zwischen uns. Ihr leidenschaftliches Interesse galt den Feldblumen. Eines Morgens kam mir der Gedanke, mit ihr zu gehen, um Blumen zu sammeln und zu trocknen. Die Blumen interessierten mich überhaupt nicht, und ich hatte keine große Lust, diese Idee auszuführen. Aber dann ging ich, manchmal nur mit Elisabeth, gelegentlich auch mit allen drei Mädchen los. Wir konnten dann vergleichen, wer die meisten Blumenarten gefunden hatte. Bald hatte Elisabeth ein dickes Album voll gepreßter Blumen, aber was noch wichtiger war, sie und ich kamen einander wieder sehr nahe.

Untersuchungen haben ergeben, daß adoptierte Kinder sich vernachlässigt fühlen und mit einer Last auf ihren Schultern aufwachsen, auch wenn sie von ihren Adoptiveltern noch so gut behandelt werden. Eine Freundin aus Yorkshire erzählt, wie sie ihren Adoptivkindern, Jenny und Michael, half:

Als wir eines Vormittags mit einer jungen indischen Mutter und ihrem Baby zusammen waren, erlebte die siebenjährige Jenny zum ersten Mal das Stillen und machte die Bemerkung: „Ich glaube, daß ich auch so ernährt worden bin in den ersten Wochen meines Lebens.“ Dann folgte eine Diskussion über die Vorteile von Brust- oder Flaschenernährung, bis Jenny sagte: „Weißt du, ich bin von einem Schulmädchen geboren worden.“ Die Inderin war sehr überrascht über die Freiheit, mit der sie ohne Zögern oder Befangenheit darüber redete.

Mit drei Jahren hatte Jenny mir zum ersten Mal Fragen über ihr Leben als Baby gestellt. Ich erzählte ihr die Geschichte unserer ersten Begegnung: Wie sie die ganze Zeit, während wir sie in den Armen hielten, geschlafen hatte, wie wir sie am nächsten Tag nach Hause holten und glücklich waren, nun eine kleine Tochter zu haben, weil wir bis dahin keine eigenen Kinder bekommen hatten. Einige Wochen lang wollte Jenny immer wieder diese Geschichte von mir hören. Sie stellte kaum Fragen über die Zeit, bevor sie sechs Wochen alt war, obwohl die Tatsache erwähnt wurde, daß sie „in dem Bauch einer anderen Frau“ gewachsen war.

Als Jenny sechs Jahre alt war, spielten sie und Michael eines Sonntags mit mir Eltern und Kind. Ich sollte ihr Baby sein, das sie versorgen mußten. Ich mußte dabei nur ab und zu wie ein Baby weinen, sonst konnte ich schlafen. Als ich mich wieder aufrichtete, schlang Jenny ihre Arme um mich und rief: „O Mama, ich habe dich schon mein ganzes Leben gekannt, außer in den ersten Wochen, als ich bei dieser schrecklichen Frau war, die mich nicht haben wollte, nicht wahr?“

Ich sagte: „Aber Jenny, so war das gar nicht.“ Und dann erzählte ich ihr von ihrer Mutter, die erst vierzehn Jahre alt gewesen war und bei der Adoption in einem Brief an uns geschrieben hatte, daß sie ihr Kind sehr liebe, es aber uns anvertraue, weil

sie nicht die Möglichkeit habe, Jenny selber großzuziehen. Beide Kinder stellten anschließend noch viele Fragen über ihre Mütter, und ich erzählte, was ich wußte, indem ich die Liebe und Fürsorge betonte, die jede von ihnen gezeigt hatte. So hatte die Mutter von Michael zum Beispiel einen Schal für ihn gestrickt. Sie fragten, ob sie ihre Mütter sehen könnten, und wir sprachen auch über diesen heiklen Punkt. Sie glaubten mir, als ich ihnen sagte, ich wüßte nicht, wo sie wären, und daß es vielleicht besser so wäre. (Dieser Punkt wird aber zweifellos erneut bei uns aufkommen.)

Michael nahm wie gewöhnlich alles sehr nüchtern hin, aber Jenny war wie ich sehr bewegt. Ich dachte, sie würde eine schlaflose Nacht haben, aber es war offensichtlich, daß sie voller Mitgefühl mehr an mich als an sich dachte. Ich erinnere mich noch, ihr beim Zubettgehen gesagt zu haben, daß sie jetzt in ihrem Herzen vielleicht eine kleine traurige Stelle hätte; das wäre aber bei den meisten Menschen so, und wir könnten sehr glücklich sein, einander als Eltern, Kinder und Geschwister zu haben.

Am nächsten Tag war es, als ob Jenny eine große Bürde abgeworfen habe, und seither hat sie diese Freiheit immer behalten. Sie trat in eine andere Schule ein und fing mit neuem Schwung an. Sie stürzte sich wie eine Ente ins Wasser. Unsere Kinder sind selbstbewußt und zuversichtlich, ohne frühreif oder frech zu sein. Wahrscheinlich ist es das Resultat unserer Offenheit, und daß wir die Probleme der Familie immer gemeinsam angepackt haben.

Eltern und Teenager

Es scheint, daß viele Eltern die größten Ängste ausstehen, wenn ihre Kinder zu Teenagern heranwachsen und sich der „Generationskonflikt“ abzeichnet. Psychologen und Soziologen haben diesen Konflikt ausgiebig diskutiert und viele Gründe für seine Unvermeidbarkeit angeführt. Doch ist der Generationskonflikt wirklich unausweichlich? Ist es überhaupt richtig, sich darauf zu konzentrieren?

Eine wichtigere Frage könnte für uns Eltern sein, ob unsere Kinder vor dem Verlassen des Elternhauses so ausgerüstet werden, daß sie der Welt, wie sie ist, entgegentreten können, und daß sie die Unabhängigkeit und Entschlossenheit besitzen, mit Unrecht, das sie sehen, auf konstruktive Art fertig zu werden. Dieses Kapitel konzentriert sich auf die Mühe der Jugendlichen, erwachsen zu werden, und wie wir Eltern sie dabei unterstützen oder behindern können.

Was kann eine Mutter tun, wenn sie nach Mitternacht von einer anstrengenden Spätschicht im Krankenhaus heimkommt und feststellt, daß ihre sechzehnjährige Tochter noch nicht von einer Party zurückgekehrt ist? Eine holländische Freundin reagierte in dieser Situation so:

Ich beschloß, zu Bett zu gehen und die Wartezeit mit Lesen zu verbringen. Aber allmählich wurde ich immer ärgerlicher und probte im Geist eine lange Strafpredigt zu ihrem Empfang. Dann spürte ich plötzlich ganz deutlich, daß dies der Augenblick war, Gott um die nötige Weisheit zu bitten. Ich kam auf die Idee, einige der Dinge zu erledigen, die ich am andern Morgen tun wollte. Also fing ich an, das Wohnzimmer zu putzen. Gerade, als ich den Staubsauger wegräumte, kam Julie herein. Es war 2.15 Uhr. Es gelang mir, sie so zu begrüßen: „Du mußt ja einen sehr schönen Abend gehabt haben. Ich bin gerade mit dem Wohnzimmer fertig.“ Ich konnte sehen, wie sich ihr Ge-

sichtsausdruck veränderte. Sie hatte offensichtlich eine Strafpredigt erwartet und war dagegen gewappnet. Jetzt gab sie ihre Verteidigungsstellung auf und entschuldigte sich für ihre Verspätung. Sie hätte nicht mit dem Rad allein auf einer dunklen Straße heimfahren wollen und deshalb auf ihre Freunde gewartet. Sie erzählte mir alles über den Abend – wer da war, was sie gemacht hatten – Dinge, die sie mir sonst nie erzählt hätte. Aber sie verstand auch, welche Sorgen ich mir gemacht hatte und daß sie hätte telefonieren können, um mir zu sagen, daß sie später heimkäme.

Wenn Spannungen zwischen uns sind, geht es nicht darum, um des lieben Friedens willen nachzugeben oder meine Autorität unter Beweis zu stellen, sondern es kommt darauf an, Gottes Weisheit und Plan zu vertrauen. Er wird mir den richtigen Weg zeigen, wenn ich ihn wirklich wissen will.

Eine amerikanische Mutter beschreibt, wie sie den Weg aus den ständigen Sorgen um ihre Teenager fand:

Unsere beiden Töchter Anne und Mary hatten sich einer Gruppe von Schülern angeschlossen, die meinem Mann und mir überhaupt nicht gefiel. Eines Abends kam Mary spät von einer Verabredung zurück. Wir waren schon im Bett, schliefen aber noch nicht. Ich rief ihr zu: „Gut, daß du da bist.“ Sie kam herein, setzte sich auf das Fußende des Bettes und sagte: „Mutti und Vati, Anne und ich haben uns über euch unterhalten. Ihr macht euch solche Sorgen um uns, daß wir nur noch eure Unruhe empfinden. Wir möchten aber gern eure Liebe spüren.“

Ihre Offenheit brachte die Kälte in mir zum Schmelzen, die aus Angst um meine Töchter entstanden war.

Unser nächster Schritt war, ihre Freunde näher kennenzulernen, sie zu uns nach Hause und in unsere Hütte am Fluß einzuladen. Indem wir den Kindern mehr Liebe als Sorgen zeigten, halfen wir ihnen durch diese schwierigen Entwicklungsjahre. Eines Morgens beim Frühstück entschloß ich mich, den Kindern offen zu sagen, wie ich selbst früher gewesen war. Es fiel mir sehr schwer, von meinem Mogeln in der Schule, dem Steh-

len und meinen Beziehungen zu Jungen zu erzählen, und wie ich dadurch auch zum Zustand der Welt beigetragen hatte, in der sie aufwachsen mußten. Ich brach in Tränen aus, weil ich dachte, daß sie mich nun nie wieder respektieren oder lieben könnten. Doch dann sagte Anne: „Mutti, ich weiß nicht warum, aber ich habe dich noch nie so liebgehabt wie jetzt. Weißt du, ich habe auch vieles in Ordnung zu bringen, und ich werde sofort damit anfangen.“

Hier ist die Erfahrung einer holländischen Mutter, einer vielbeschäftigten Frau mit einer großen Familie:

Mein Mann und ich lernten glücklicherweise, auf Gott zu hören, als unsere älteste Tochter erst vier Jahre alt war. Tatsächlich verstand sie früher als wir, daß beten auch horchen bedeutet.

So sagte sie eines Tages zu uns: „Wißt ihr was, ich kann schon beten.“ Als wir sie fragten: „Was sagst du denn zu Gott?“, antwortete sie: „Ich sage gar nichts zu ihm, er sagt etwas zu mir.“ Während der vielen Jahre, in denen wir unsere sieben Kinder aufgezogen haben, lernten wir, gemeinsam mit ihnen auf Gott zu hören, aber wir lernten auch viel von ihnen.

Im Alter von vier bis vierzehn Jahren war das Hören auf Gott für unsere Tochter Helen normal, und sie sprach sogar mit ihren Klassenkameraden darüber. Mit vierzehn begann sie sich dann mehr für einen Jungen zu interessieren und gab allmählich das Hören auf Gott auf. Eines Tages, als sie fünfzehn war, merkten mein Mann und ich, daß sie unbedingt etwas tun wollte – und zwar mit unserer Erlaubnis –, was wir nicht gutheißen konnten. Ich sah einen schrecklichen Krach mit Tränen und Wutanfällen voraus. Um uns zu stärken, knieten mein Mann und ich nieder und versprachen Gott, daß wir nicht „Ja“ zu unseren Kindern sagen würden, wenn wir fühlten, daß wir „Nein“ sagen sollten.

Am nächsten Morgen frühstückten Helen und ich zusammen, und nach ein paar Minuten stellte sie die erwartete Frage. Ich sagte: „Helen, wir haben gestern auf unseren Knien Gott versprochen, nie ‚ja‘ zu sagen, wenn wir fühlen, daß er ‚nein‘ sagt.“

Die Antwort ist nein.“ Darauf herrschte völlige Stille. Nach dem Essen verabschiedete sie sich freundlich und ging. Sie brachte das Thema nicht mehr auf den Tisch.

Ich war dankbar für die Entdeckung: Wenn unsere Kinder wissen, daß ihre Eltern ernsthaft versuchen, Gott zu gehorchen, dann wollen sie sich nicht zwischen uns und Gott stellen. So kann unser Gehorsam ihnen helfen, seinen Willen zu akzeptieren, selbst wenn er manchmal gegen ihre eigenen Wünsche geht.

Ich habe eine deutsche Freundin, deren Familie aus der jetzigen DDR stammt. Während des Zweiten Weltkrieges haben sie viel gelitten. Sie verloren mehrere Familienmitglieder und allen Besitz. Diese Freundin schreibt über ihre Teenager-Zeit:

Ich fand es äußerst unfair, von zwei Leuten, die ich als Eltern anzunehmen hatte, in diese Welt gesetzt worden zu sein. Ich hatte das Leben – es brachte mir nichts als Schwierigkeiten. Als ich älter wurde, lernte ich zwar, vernünftiger zu handeln, aber die Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit verließen mich nie. Ich wußte, daß es einen lebendigen Gott gibt, aber wie konnte er meine Probleme lösen?

Eines Tages wurde mir klar, daß ich mir in der Mutlosigkeit und Verzweiflung gefiel, die mich von Gott trennte, aber ich wollte aus dieser Erkenntnis keine Konsequenzen ziehen. So nahm ich eines Nachts dreimal soviel Schlaftabletten, wie ein menschliches Wesen vertragen kann. Ich wurde rechtzeitig gefunden. Drei Tage lang konnte ich weder sehen noch reden, aber mir war völlig klar, daß ich eine Entscheidung treffen mußte. Endlich sagte ich: „Gut, Gott, du hast gewonnen.“ Und mehr ängstlich als glücklich begann ich ein neues Leben unter neuen Bedingungen.

Ich stolperte meinen Weg vorwärts, Schritt für Schritt, und erfuhr den Unterschied. Wenn es schwierig wurde und die Verzweiflung wieder von mir Besitz ergreifen wollte, sagte etwas in meinem Innern, ich solle nicht stehenbleiben, sondern weitergehen. Es hatte keinen Sinn mehr, meine Eltern, meine Lehrer oder die Umstände anzuklagen. Ich hatte herauszufinden, wo

ich im Unrecht war. Diese neugefundene Objektivität half mir, das Leben in den Griff zu bekommen. Nach einiger Zeit merkte ich sogar, daß ich ins Leben gerufen worden war, um Verantwortung zu übernehmen. Als ich diese auf mich nahm, wurde ich glücklich.



Auch ich habe als Teenager meiner Mutter schlaflose Nächte verursacht. Das lag nicht etwa an einer Spaltung in der Familie, sondern an ihrer Angst vor all den Dingen, die ich benutzen könnte, um die Sinnleere in meinem Leben auszufüllen.

Ich bin in der schönen Südprowinz Hollands, in Brabant, geboren und mit meinen drei Brüdern und drei Schwestern dort aufgewachsen. Wir hatten eine sehr glückliche Kindheit, obwohl wir schon früh mit Bombenangriffen, Lebensmittelknappheit und dem Wissen um Konzentrationslager konfrontiert wurden. Meine Eltern sind beide gefangen gewesen, als ich noch keine zehn Jahre alt war. Aber sie hatten den unerschütterlichen Glauben, daß Gott die Herrschaft über unser Leben habe und nicht die Deutschen.

Nach dem Gymnasium – in meinen Zeugnissen hieß es für gewöhnlich: „Sie könnte Besseres leisten, wenn sie es nur versuchen wollte“, – denn ich war einfach nicht motiviert – zog ich nach Amsterdam. Dort mietete ich zusammen mit einer Freun-

ein Wohnhaus in einem 300 Jahre alten Haus an einem Kanal, das jedesmal erzitterte, wenn ein Schiff vorbeifuhr. Wir arbeiteten in einem eleganten Kaufhaus. Da lernten wir nicht nur einiges über die Herstellung von Hüten, sondern auch über die „Tatsachen des Lebens“, die uns bisher entgangen waren.

Im Jahr darauf ging ich nach Paris, um Französisch und mehr über Mode zu lernen. Meine Mutter machte sich Sorgen um mich und hatte auch allen Grund dazu. Wir waren höflich zueinander, aber ich erzählte ihr nie, was in mir vorging. In jenem Sommer lud sie mich ein, mit ihr nach Caux zu fahren, einem wunderschönen Ort hoch über dem Genfer See, wo die Moralische Aufrüstung* seit 1946 Konferenzen veranstaltete. Dort traf ich Menschen aus vielen Bevölkerungsschichten und vielen Ländern, darunter auch junge Leute, die offensichtlich ein Ziel für ihr Leben gefunden hatten, und eine Hollywood-Schauspieler, mit der ich mich offen zu sprechen traute.

Nach ein paar Tagen wurde mir klar, daß ich wählen mußte: entweder so weitermachen wie bisher, oder mein Leben für ein größeres Ziel einsetzen. Ich begann zu begreifen, daß das Chaos in der Welt auf Millionen selbstbezogener Menschen wie mich zurückzuführen war, die für nichts anderes kämpften als für die eigenen Belange.

Eines Abends sah ich ein Theaterstück über das Leben an einer Universität. Im ersten Akt ging es dort frei und locker zu, im zweiten stand die Universität unter einem diktatorischen Regime. Beim Anblick dieser Szenen war es mir, als ob meine Kindheit im besetzten Holland vor meinen Augen vorbeizog, und eine Stimme in mir sagte: „Möchtest du, daß deine Kinder dies durchmachen müssen? Wenn Unrecht in der Welt geschieht, kannst du niemand anderes dafür verantwortlich machen. Du bist zu egoistisch, um irgend etwas dagegen zu tun.“

* *Moralische Aufrüstung* heißt ab 1938 die von Frank N.D. Buchman (1878-1961) ins Leben gerufene Oxford-Gruppenbewegung.

Durch die Umwandlung des einzelnen und seine Bereitschaft, Gottes Führungen zu gehorchen, ist eine Veränderung sozialer und politischer Verhältnisse möglich. Nach dem 2. Weltkrieg hat sie wesentlich zur Versöhnung verfeindeter Völker beigetragen.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich äußerst elend. Ich wußte, das alte Leben in Paris würde mich nicht länger befriedigen. Aber mein Leben in die Hände einer höheren Autorität zu legen, wie meine Freundin aus Hollywood vorgeschlagen hatte, war eine entmutigende Aussicht. Ich ging zu ihr, und wir sprachen lange miteinander. Schließlich knieten wir zusammen nieder, und ich sagte zu Gott: „Also gut, Gott, ich gebe dir mein Leben, was immer das bedeuten mag.“ Es war wie das Unterschreiben eines Vertrages, und ich beabsichtige, mich für den Rest meines Lebens daran zu halten. Es kam mir vor, als wäre ich aus einem langen dunklen Tunnel ins helle Licht gekommen. Ich hatte vieles in Ordnung zu bringen, besonders mit meiner Mutter. Wir wurden sehr gute Freundinnen und sind es heute noch. Jene Entscheidung war der Anfang einer so spannenden und befriedigenden Lebensweise, daß ich sie jedem empfehlen kann.

Wie können Eltern Jugendliche auf das Leben an einer Universität vorbereiten? Hier der Bericht eines englischen Ehepaars: Unsere Tochter erhielt aufgrund ihres guten Schulabschlusses ein Stipendium zum Studium an einer bestimmten Universität. Wir waren alle sehr stolz und glücklich. Bis zum Beginn des Studiums blieben ihr noch neun Monate Zeit, und sie befand sich in einem wahren Ideentaumel bei dem Gedanken, endlich frei zu sein und z. B. einen Stenokurs machen zu können, Autofahren zu lernen, ins Ausland zu gehen. – Wir diskutierten endlos über alle Möglichkeiten. In bestimmten Grenzen war sie frei, zu tun, was sie wollte. Weil sie bislang Entscheidungen mit uns gemeinsam getroffen hatte, indem wir zusammen Gottes Führung suchten, und weil ihr dies ein Gefühl der Sicherheit gab, wollte sie nun auch in dieser Weise ihre Pläne mit uns entscheiden.

Wir waren unterdessen der Diskussionen etwas müde und hatten den Eindruck, sie wolle nur unsere Zustimmung zu ihren Plänen haben und nicht wirklich herausfinden, was Gott in diesen neun Monaten mit ihr tun wollte.

Eines Morgens sagte mein Mann zu mir: „Mir würde es viel

besser gefallen, wenn sie nicht nur an sich denken würde. Sie könnte in den neun Monaten etwas tun, was anderen Menschen auch etwas nützt. Hoffentlich wird sie durch ihr Studium nicht einmal eine egoistische Intellektuelle. Von denen gibt es in der Welt schon genug." Ich stimmte ihm zu, aber der Gedanke, ihr dies sagen zu müssen, war schmerzhaft. Würden wir durch solch eine Offenheit für immer ihr Vertrauen verlieren? Der Zeitpunkt unseres Gesprächs war da, und unsere Tochter kam ziemlich wichtiguerisch herein. Mein Mann sagte ihr gleich, was er dachte. Totenstille. Tränen begannen zu fließen, dann sagte sie plötzlich: „Mir fällt gerade ein, daß ich in zehn Minuten verabredet bin. Ich muß jetzt gehen.“ Sie stürzte aus dem Zimmer, und wir sahen uns an.

Später kam sie zurück, fröhlich wie immer, und sagte meinem Mann, daß er völlig recht habe.

Nach drei wundervollen Ferienwochen in Italien nahm sie dann an einem Sommerlager teil, wo ein Schauspiel eingeübt werden sollte. Sie hatte schon einmal Theaterarbeit gemacht und hoffte, bei der Produktion helfen zu können. Als sie aber ankam, stellte sich heraus, daß niemand die Verantwortung in der Küche übernommen hatte. So verbrachte sie den Sommer, der ziemlich verregnet war, in einem Zelt, kochte für eine große Anzahl hungriger Leute und hatte das Gefühl, daß dies eine erstklassige Vorbereitung auf das akademische Leben war.

Es gibt vielleicht mehr erwachsene Alkoholiker als junge Drogensüchtige. Aber die Gefahren und Leiden, die mit dem Abgleiten eines Kindes in die Drogenabhängigkeit verbunden sind, sind meist größer, und eine Heilung ist sehr schwierig. Hierzu kommt ein amerikanisches Elternpaar zu Wort:

Wir hatten mit unseren vier Kindern ein glückliches Familienleben. Aber eines Tages traf uns ein schrecklicher Schlag: Unsere jüngste Tochter Cindy starb mit 19 Jahren an einem Gehirntumor.

Susan, die zweitjüngste, war schon verheiratet und studierte in Kalifornien. Als ihre Schwester im Sterben lag, kam sie sofort nach Hause. Sie hatten einander sehr nahegestanden, und Cin-

dys plötzlicher Tod traf Susan tief. Sie fragte mich eines Tages: „Mutter, warum müssen Menschen so leiden?“ Ich antwortete ihr: „Ich kann es dir nicht sagen, ich kann mich einzig und allein an Gott halten.“ Meine Worte gaben ihr keinen Trost, denn Susan hatte keinen Glauben. Zurück in Kalifornien verfiel sie in tiefe Depressionen und fing an, Haschisch zu rauchen. Später nahm sie LSD. Das war für sie wie eine Offenbarung. Sie glaubte, so Leben und Tod besser verstehen zu können. Nach und nach wurde sie süchtig, hörte auf zu studieren und zog von einer Hippie-Kommune zur anderen. Ihre Ehe zerbrach.

Ich wußte, daß sie Drogen nahm, und war so verzweifelt, daß ich die Polizei bat, mir bei der Suche nach ihr zu helfen. Aber es gab so viele verschwundene Jugendliche, die Suche blieb erfolglos. Eines Tages rief Susan jedoch aus heiterem Himmel aus San Francisco an. Sie gab uns ihre Adresse und legte auf. Ich fuhr mit dem nächsten Zug quer durch Amerika und fand sie in einem Elendsviertel in einem alten Schuppen. Er war leer bis auf eine schmutzige Matratze.

Junge Leute kamen herein und starrten mich an. Ich wußte, daß ich mit Worten nichts erreichen konnte. Es brach mein Herz, diese Kinder so zu sehen. Ich sah mit eigenen Augen, wie meine Tochter Drogen nahm, und brach in Tränen aus.

Sie schrie mich an: „Wie kannst du es wagen, mir zu sagen, was ich tun soll!“ Dabei hatte ich kein Wort gesagt.

Am nächsten Morgen rief ich meinen Mann an und bat ihn, zu kommen. Er nahm das nächste Flugzeug, obwohl er es sich eigentlich nicht leisten konnte. Bei seiner Ankunft schaute er sich in dem Schuppen um und sagte: „Susan, ich bleibe nicht eine Minute länger in diesem Loch. Wenn du mit uns sprechen willst, mußt du mit uns kommen.“ Sein Bruder hatte uns in der Nachbarstadt sein Wochenendhaus zur Verfügung gestellt, und zu meiner Überraschung ging Susan bereitwillig mit uns. In dieser Nacht hatte ich den Eindruck, daß Gott mich wachrütteln wollte: „Du bist von Angst beherrscht, nicht von deinem Glauben. Du bist gelähmt von der Furcht, nach Cindy auch noch Susan zu verlieren. Susan wird sich selber entscheiden müssen, wie sie leben will. Du mußt sie loslassen.“

Am nächsten Morgen fühlte ich mich befreit von meiner Angst. Ich hatte eine innere Autorität gewonnen, die nicht aus mir selbst kam, und sagte zu Susan: „Wir werden nie mehr versuchen, dich wiederzufinden. Du mußt entscheiden, ob du so weiterleben oder einen neuen Anfang machen willst.“

Sie brach zusammen und weinte. In den folgenden Tagen waren wir endlich fähig, friedlich miteinander zu sprechen, und sie begann sich zu fangen. Beim Abschied umarmte sie uns und sagte: „Ich bin so froh, daß ihr gekommen seid.“

Ich war frei von Angst, obwohl ich wußte, daß sie die Krise noch nicht überwunden hatte und in Gefahr stand, Selbstmord zu begehen. Doch nach diesem Besuch rief sie regelmäßig jede Woche an. Diese Gespräche bildeten eine lebenswichtige Verbindung. Ich erzählte ihr, was wir zu Hause machten, und sagte ihr, daß wir sie lieb hatten. Ich entschloß mich zu glauben, daß ein Wunder geschehen könnte.

Dann kam Ostern, und mein Mann und ich schickten Susan eine wunderschöne Osterlilie, wie wir sie Ostern immer zu Hause gehabt hatten. Susan antwortete postwendend: „Ihr braucht euch keine Sorgen mehr um mich zu machen. Ich bin mit dem Hippie-Leben fertig und mit den Drogen auch. Es ist mir, als ob ich durch das Tal des Todes gegangen bin und jetzt ins Leben zurückkomme. Ich danke Euch, daß Ihr an mich geglaubt habt, als niemand es mehr tat – nicht einmal ich selbst.“ Sie nahm ihre Studien wieder auf. Befürchtungen, daß der Gebrauch von Drogen ihr Gedächtnis geschädigt hätte, waren glücklicherweise unbegründet, und sie bestand ihr Examen.

All dies hat mein Herz für die jungen Menschen geöffnet, wie sie auch aussehen und sich geben. Es tut mir weh, wenn die Leute auf der Straße sagen: „Sieh mal, ein Hippie!“ Es hätte mein Kind sein können. Das Wichtigste, was ich durch diese Erfahrung gelernt habe, ist niemals jemanden zu verurteilen. Wir können anderen Menschen immer am meisten helfen, wenn wir ehrlich in bezug auf unsere eigenen Nöte sind.

Ich versuchte, mit den Eltern von anderen jugendlichen Drogenabhängigen in Kontakt zu kommen, und zwar mietete ich einen Raum, setzte eine Anzeige in die Zeitung und lud Leute

zu einem Treffen ein. Das erste Mal kamen zehn, die nächste Woche 35 Personen. Diese Eltern – verzweifelt über das, was sich in ihren Familien abgespielt hatte – suchten jemanden, mit dem sie sprechen konnten.

Zunächst konnten einige von ihnen nicht erkennen, wie sie ihrem Sohn oder ihrer Tochter helfen konnten; nach und nach jedoch begannen sie, mit alten Gewohnheiten wie Rauchen und Alkoholgenuß zu brechen, und ihre neugefundene Freiheit gab ihnen auch Hoffnung für ihre Kinder.

Diese Arbeit wuchs derart, daß wir nicht mehr allein damit fertigwerden konnten. Das Gesundheitsministerium übernahm sie, und es entwickelte sich daraus die „Anonyme Vereinigung von Eltern drogenabhängiger Kinder“.



Ein sicheres Mittel, den Respekt Jugendlicher zu verlieren, ist keine Maßstäbe zu setzen und alles durchgehen zu lassen.

Ein junges Mädchen kam in eine Universitätsstadt, um dort ihren Freund zu besuchen und auf einer Matratze in seinem Zimmer zu schlafen. Als eine benachbarte Familie sie einlud,

statt dessen bei ihnen zu übernachten, strahlte sie. „Das ist großartig“, sagte sie. „Ich konnte gar nicht begreifen, daß mein Vater nichts dagegen hatte, als ich ihm sagte, ich würde bei Jack übernachten. Ich dachte, es liegt ihm nichts mehr an mir oder so.“

Ein australischer Geschäftsmann erzählt, was geschah, als sein ältester Sohn von zu Hause fortlief (allein in Amerika tun dies jedes Jahr mehr als eine halbe Million Teenager):

Jim ist der älteste von acht Kindern, fünf Söhnen und drei Töchtern. Wir waren elf um den Küchentisch, nachdem wir noch einen Jungen adoptiert hatten, der Teil der Familie wurde und alle Höhen und Tiefen mit uns teilte. Wir fühlten uns einander eng verbunden und hatten großen Spaß zusammen.

Doch eines Tages – Peng! – unser Sohn war weg! Bei allem Spaß hatten wir natürlich auch mal Krach miteinander gehabt. Gelegentlich wurden dann Drohungen laut, das Haus zu verlassen. Es kam vor, daß jemand zeitweise wegging, aber der Gedanke an Mutters Kochkünste hatte sie immer wieder heimgelockt. Dies war das erste Mal, daß einer ausriß und nicht wieder zurückkam.

Für unser Familienleben hatte ich den Grundsatz: Meine Frau führt den Haushalt und sorgt für die Kinder, ich habe genug damit zu tun, das Geschäft zu führen. Meine Frau versuchte, sich mit meiner Einstellung zu arrangieren. Für sie war das Leben nach und nach ziemlich schwierig geworden. Da ich meine Familie als unverbesserlicher Arbeitssüchtiger vernachlässigt hatte, war mir allmählich ihr Respekt und die Glaubwürdigkeit als fürsorglicher Vater verlorengegangen. Als die Kinder älter wurden, konnte ich sie durch handgreifliche Methoden, mit denen ich meinen Willen bei ihnen durchzusetzen versuchte, nicht mehr „zur Vernunft bringen“. Meine Frau erschöpfte sich in dem Versuch, Mutter und Vater zugleich zu sein. Wir hatten immer häufiger Auseinandersetzungen, weil sie die Kinder vor meinem Zorn zu schützen suchte, wenn sie sich mir nicht fügen wollten.

Dann kam ein neuer Faktor hinzu. Unsere Jüngste kam von

der Schule heim und erzählte, ihr Lehrer habe über das „Hören auf Gottes Führung“ gesprochen. Sie hatte es ausprobiert und dabei den Gedanken gehabt, uns zu sagen, daß sie das Geld für die Kindergottesdienst-Kollekte immer für sich behalten hatte. Sie entschuldigte sich dafür. Dann hatte sie einen weiteren Gedanken: die Summe aus ihrem eigenen Taschengeld zu verdoppeln und der Kirche zu spenden. Sie erzählte, der Lehrer habe erklärt, wie man „das Richtige“ herausfinden könne, indem man die vier Maßstäbe der absoluten Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe als Richtlinien nähme, um daran zu prüfen, wo man ihnen nicht entspreche. Dann könnten Gottes Gedanken leichter durchdringen.

Meine Frau und ich waren natürlich sehr erfreut. Ich dachte, dies sei sehr gut für meine Tochter und könne den anderen Familienmitgliedern helfen. Sie dagegen waren der Meinung, es würde mir guttun!

Zu der Zeit inszenierte der Lehrer das Schauspiel „Die Leiter“ von Peter Howard. Meine Frau und meine Tochter gingen hin, und ich begleitete sie eher widerwillig. Das Stück handelt von einem Mann, der die Leiter des Erfolgs hochklettert. Er ist bereit, den mächtigen Finanziers, die ihn nach oben bringen, Staatsgeheimnisse zu verkaufen. Je mehr er sich engagiert, desto mehr vergißt er Frau und Familie. Den Höhepunkt des Stückes bildet sein klarer Bruch mit Korruption und den Spekulanten, die ihn erpressen. Die Realität des Stückes erschütterte mich. Hinterher sprach ich mit einem der Schauspieler. „Das war ein eindrucksvolles Stück“, sagte ich. „Ich mache mir Gedanken darüber, was für eine Gesellschaft meine Kinder erwartet, und frage mich, was sie dafür tun werden.“ Er schaute mich fragend an und sagte: „Ach, Sie machen sich Gedanken? Dann frage ich mich, was SIE dafür tun werden.“ Verblüfft erwiderte ich: „Da gehen Sie ein bißchen zu weit, meinen Sie nicht?“ Doch ich wußte genau, daß er recht hatte. Es war an mir, Hand anzulegen, um die Gesellschaft so zu gestalten, daß Kinder richtig darin aufwachsen konnten.

Alles fügte sich für mich zusammen: Was meine Tochter über das Hören auf Gott erzählt hatte, wie der Mann im Stück über

sich selber Rechenschaft abgelegt und sich geändert hatte, und nach der Vorstellung diese Frage des Schauspielers an mich. Ich dachte an meinen Sohn, der – mir entfremdet – in einer anderen Stadt lebte. Was sollte ich für ihn tun?

Ich bat Gott um eine Antwort. Mein erster Gedanke war: „Geh und suche ihn.“ Also machten wir uns auf den Weg. Wir kannten den Namen der Popgruppe, in der er spielte, und nach einigen Nachforschungen fanden wir heraus, wo er wohnte, und trafen ihn auch an. Als wir zusammen in meinem Auto saßen, mußte ich meinen zweiten Gedanken ausführen und ihm sagen, daß ich ihn liebe. Das fand ich schwierig – wie kann man einem Fünfundzwanzigjährigen sagen, daß man ihn liebt? Aber ich tat es. Ich sagte ihm auch, daß ich mit meinen stur vertretenen Einstellungen im Unrecht war und daß ich dadurch zum Bruch in unserer Beziehung beigetragen und ihn in die Drogenszene getrieben hatte. Ich bat ihn um Verzeihung und erzählte auch, wie es mir geholfen hatte, mich und unsere Situation im Licht jener vier absoluten Maßstäbe zu betrachten. Er schaute mich an und sagte: „Dad, es gibt noch einen fünften – absolute Vergebung.“

Er kam mit uns zum Mittagessen. Was für ein Essen wir hatten! Es war das moderne Gegenstück zum gemästeten Kalb für den verlorenen Sohn!

Jim hatte Drogen genommen. Einige Monate später kam er völlig davon los und half durch seine Veränderung und Fürsorge unserem Jüngsten, ebenfalls Alkohol und andere Aufputschmittel aufzugeben, von denen er bislang abhängig gewesen war.

Hier sind Auszüge des Briefes, den Jim uns nach unserem ersten Wiedertreffen schrieb:

Ich habe erst heute entdeckt, was die wahre Bedeutung des Lebens ist. Sicher, ich wußte früher auch schon, daß absolute Wahrheit und Wahrhaftigkeit den eigentlichen Sinn des Lebens ausmachen, aber ich habe nie etwas dafür getan – nichts getan gegen die Anhäufung von Lüge und Gier in mir. Deshalb konnte ich nicht verstehen, warum Du dich bei mir für vergangenes Unrecht entschuldigen wolltest – und nie-

mand kann das verstehen, bis er selber frei ist. Heute bin ich befreit worden. Ich habe gebetet und wußte plötzlich, was zu tun war. Ich wußte es immer schon, konnte es aber nicht akzeptieren. Ich möchte Euch allen sagen, wie schlecht ich Euch behandelt habe – wie ich Dir, Vater, Geld gestohlen habe, als Du Zeitschriftenhändler warst, und später, als ich bei Dir im Geschäft arbeitete. Es tut mir ehrlich leid. Und Mutter, ich habe Geld aus Deinem Portemonnaie genommen, selbst in den schlechten Zeiten, als nur ein paar Schillinge darin waren. Auch das tut mir sehr leid... Ich weiß jetzt, daß diese Dinge nur wiedergutzumachen sind, wenn ich sie eingestehe und dann alles tue, was in meiner Macht steht, um ein ehrliches und selbstloses Leben zu führen.

Ich werde bald zu Hause sein, zu Deinem Geburtstag, Mutter. Also werden wir uns dann wiedersehen.

Liebe Grüße

Jim



Die Eltern erziehen

Einer unserer kanadischen Freunde war der verstorbene Dr. Gustav Morf, ein Psychiater aus Montreal. Er interviewte viele der politischen Gefangenen, die für den Terrorismus im Quebec der sechziger Jahre verantwortlich waren. Sein Buch „Terror in Quebec“ wurde eine Art Klassiker, da ähnliche Gruppen überall in der Welt entstanden sind.

Als Dr. Morf mit den Terroristen sprach, stellte er fest, daß es nicht Kinder aus wirtschaftlich armen Elternhäusern waren, sondern eher Sprößlinge einer zügellosen Überflußgesellschaft, die sich alles erlaubte. Er schrieb: „Sie wissen, was sie wollen, und sie wollen es schnell, sonst wehe! Sie erpressen eine Gesellschaft, in der Erpressung in Ehe, geschäftlichen Beziehungen und Politik normale Praxis geworden ist, und in der fast jeder mehr vom Leben verlangt, als er zu geben bereit ist.“ Dr. Morf stellt fest, daß das gemeinsame Symptom „Unreife“ ist. „Die Person ist am gefährlichsten, die Unreife, Auffassungen, Rebellion und begrenztes Verantwortungsbewußtsein eines Halbwüchsigen hat und zur gleichen Zeit die volle Macht eines Erwachsenen ausübt.“

Aber warum sind diese jungen Leute noch so unreif? Dr. Morf zieht den Schluß: „Das kleine Kind hat heute mehr Schwierigkeiten, sich der Realität anzupassen, als in der Vergangenheit. Viele können sich ihre ganze Kindheit hindurch schlecht auf ihre Umgebung einstellen, und noch mehr weigern sich, erwachsen zu werden, so daß sie ewige Heranwachsende und ‚ewige Studenten‘ bleiben. Oft ist dies zurückzuführen auf die Überreizung durch das moderne Leben, auf moralische Orientierungslosigkeit und Nachgiebigkeit der Eltern. Ihre Kinder kennen den Unterschied zwischen Gut und Böse nicht mehr.“ Diese Feststellung von Dr. Morf bürdet uns Eltern eine große Verantwortung auf. Wir selbst haben erfahren, daß viele junge Menschen tatsächlich gegenüber ihrer Umwelt eine reife Hal-

tung zeigen möchten, daß sie auch ihre Fähigkeiten in einer gesunden Gesellschaft einsetzen möchten, die den Bedürfnissen aller Menschen gerecht wird. Sie wissen, daß es in diesem Jahrhundert technisch erstmals möglich wäre, allen Menschen Nahrung, Obdach und Kleidung zu geben. Deshalb sind sie frustriert von der Unfähigkeit unserer Generation, die Probleme angemessen zu bewältigen. Sie verachten unsere Liebe zur Bequemlichkeit und unsere materielle Abhängigkeit. Die Reaktionen, die wir an ihnen verurteilen, sind oft Proteste gegen unsere großen Reden, die in unserem Leben ohne Konsequenzen bleiben. „Ältere Leute trinken, werden high und fühlen sich großartig“, schreibt das Untergrundblatt International Times. „Wenn wir dann andere Dinge tun und davon high werden, verachten sie uns.“ Deshalb sind reife Eltern genauso wichtig wie reife Jugendliche. Ein siebzehnjähriges Mädchen sagte kürzlich zu mir: „Ich habe eingesehen, daß jede Entscheidung, die ich treffe, andere Menschen beeinflußt. Es gibt keine privaten Entscheidungen.“

Ehrlichkeit kann eine Kettenreaktion auslösen. Eine Schweizerin schrieb mir:

Vor einigen Monaten stand ich in einem der romantischen Gäßchen der Altstadt von Luzern und war tief beschämt über mich selbst. Ich hatte gerade eine ahnungslose Apothekerin angelogen, um ein bestimmtes Medikament zu bekommen, das es nur auf Rezept gab. Als sie mich fragte, ob der Arzt mir die Medizin verschrieben habe, antwortete ich sehr überzeugend mit „Ja“. Ich war über mich selbst entsetzt. Nicht, daß ich die Medizin irgendwie mißbrauchen wollte, doch ich hatte einfach gelogen, um zu bekommen, was ich wollte.

Ich dachte an unsere achtjährige Tochter Margrit, die in der Schule, in unserer Umgebung und im Fernsehen ständig verwirrenden und oft ungunstigen Einflüssen ausgesetzt ist. Mein Mann und ich sind bemüht, ihr die Freiheit und Charakterfestigkeit zu vermitteln, die man bekommt, wenn man nichts vertuschen oder beschönigen muß und immer bereit ist, auf die leise Stimme seines Gewissens zu hören.

Beim Mittagessen erzählte ich Margrit, was ich getan hatte. Sie sah mich aufmerksam an und schlug vor, daß ich das Medikament zurückbringen sollte. „Ich glaube nicht, daß Apotheker zurücknehmen können, was sie verkauft haben“, sagte ich. „Aber vielleicht sollte ich zurückgehen und ihnen sagen, daß ich gelogen habe.“

Der Nachmittag verlief wie gewöhnlich mit Schulbesuch, Aufgaben, Hausarbeiten. Am Abend war Margrit besonders unruhig und aggressiv. Nach dem Abendessen beten und singen wir gewöhnlich und reden oft über das, was uns am meisten beschäftigt hat. An diesem Abend schien alles schiefzugehen. Margrit wurde immer ungezogener, und ich fühlte mich hilflos und empfand mein Versagen als Mutter. Mit einem kurzen „Nun gut, lassen wir das Beten. Schlaf gut!“ verließ ich ihr Zimmer. Ich saß deprimiert und unruhig im Wohnzimmer, als sich plötzlich zwei kleine Arme um meinen Hals schlangen und ein schluchzendes Stimmchen sagte: „Ich möchte nicht so sein. Manchmal kommt ein Teufelchen in mein Herz, auch wenn ich es gar nicht will.“ Zwischen Schluchzern kamen einige Dinge heraus, die sie in den letzten Wochen belastet hatten. Wir sprachen in Ruhe über alles, und dann beteten wir für die verschiedenen Schwierigkeiten. „Nun wird sie friedlich schlafen“, dachte ich und ging zu Bett.

Ein Weilchen später klopfte es an unserer Schlafzimmertür. Margrit stand im Nachthemd draußen. „Ich muß dir etwas anderes sagen, was ich dir noch nie vorher gesagt habe. Vor einigen Wochen habe ich gedacht, ich möchte lieber Frau X. als Mutter haben, weil sie weniger streng ist. Es tut mir so leid, weil ich dich doch am liebsten habe.“ Zurück ins Bett – wieder Frieden. – Da klopfte es erneut. „Mama, als Papa und ich letztes Jahr das Tablett mit Geschirr hinfallen ließen, habe ich immer gesagt, Papa hätte Schuld, aber ich war es. Ich will dir mein ganzes Taschengeld geben, um dir das kaputte Geschirr zu bezahlen.“ Ihr Gesicht strahlte, als sie hinzufügte: „Nun haben wir wirklich Frieden gemacht.“

Am nächsten Morgen ging ich zur Apotheke, und als ich vor der Tür stand, kam ich mir recht dumm vor. Drei Verkäuferin-

nen eilten herbei, um mich zu bedienen. Da ich mich nicht genau erinnern konnte, welche von ihnen mich am Vortag bedient hatte, sagte ich allen dreien einfach, daß ich am Tag zuvor gelogen hatte, um ein bestimmtes Medikament zu bekommen. Es entstand eine lebhafte und sehr nette Unterhaltung mit den Angestellten. Als ich nach Hause kam, wollte Margrit ganz genau wissen, wie alles verlaufen war.

Dieses Erlebnis ist wie ein Anker in ihrem Leben, der manchem Sturm standhält. Wenn man so einen Charakter hat wie ich – und meine Tochter hat einen beträchtlichen Teil davon abbekommen –, dann läuft gelegentlich etwas schief. Wenn das passiert, schaut Margrit mich an und sagt: „Weißt du noch, wie wir Frieden geschlossen haben?“



Eine kanadische Lehrerin erzählte mir, wie eine indische Mutter ihrem Sohn half, das Stottern zu überwinden:

Farham war sechzehn Jahre alt und wollte gerne Arzt werden. Das schien aber unmöglich, weil er arg stotterte. Als ich in Indien krank im Bett lag, kam mich seine Mutter Mani besuchen. Sie sprach oft von Farhams Behinderung, und eines Tages fragte ich sie, ob er schon immer gestottert hätte, worauf sie mir sagte, er habe erst im Alter von fünf Jahren damit angefangen. Auf meine Frage nach den Gründen für sein Stottern erwiderte sie, sie wüßte es nicht, aber dies klang mir nicht so überzeugend.

Eines Tages schlug ich ihr vor, auf Gott zu hören und ihn zu fragen, wie sie Farham helfen könne. Einige Tage lang hatte sie „keine Gedanken“; dann beschloß sie, offen mit mir zu sein. Sie hatte Farham damals, als er fünf Jahre alt war, wegen eines kleinen Vergehens damit bestraft, ihn nach Anbruch der Dunkelheit zwei Stunden vor die Tür zu schicken. Er hatte sich derart geängstigt, daß er seither stotterte.

Ich schlug Mani vor, dies Farham ehrlich zu erzählen. Das wollte sie aber nicht, aus Angst, daß Farham böse auf sie sein würde. Aber nach einer erneuten Zeit der Besinnung entschloß sie sich doch, es zu tun. Das Ergebnis war wie erwartet. Farham wandte sich von ihr ab und sagte: „Wie konntest du mir das nur antun!?“ Mani glaubte, einen Fehler begangen zu haben.

Einige Tage später hatte Mani bei einem unserer Gespräche die Idee, einige Leckerbissen für Farham bereit zu haben, wenn er aus der Schule heimkäme. Farham aß den Imbiß, war aber seiner Mutter gegenüber sehr reserviert und wollte nichts mit ihr zu tun haben.

Das ging einige Wochen so, bis Mani sich eines Tages vornahm, ihm einen Pullover zu stricken. Beim Nachhausekommen bemerkte er das Strickzeug und fragte: „Für mich?“ Mani nickte, und da rannte Farham zu ihr, umarmte sie und sagte ihr, wie lieb er sie habe. Von diesem Augenblick an stotterte er nicht mehr. Mani kam zu mir herübergelaufen und sagte mir mit tränenüberströmtem Gesicht: „Farham hat aufgehört zu stottern!“

Eine Frau aus einem islamischen Land schickte uns folgenden Beitrag:

„Ich bin stur. Ich ändere niemals meine Meinung. Argumentiere nicht! Tu, was ich dir sage!“

Solche Bemerkungen rufen Widerstand hervor. Unter einer ruhigen Oberfläche kann man Unwillen, Zorn und Verzweiflung spüren. Dies begann ich zu verstehen, als ich die unerwartete Entdeckung machte, daß ich mit einem automatischen „Nein“ vorprogrammiert war. Ich begann, diesen Prozeß des automatischen „Nein“ bei mir und anderen zu beobachten. Es konnte passieren, was wollte – ein neuer Vorschlag in unserem Frauenverein, der Wunsch eines der Kinder, ins Kino zu gehen – meine erste Reaktion war immer ein „Nein“. Im nachhinein konnte ich dann oft eine positivere Haltung einnehmen. Das war jedoch keine echte Sinnesänderung, da ich zuerst ja gar nicht nachgedacht hatte, sondern einfach eine vorgefertigte Antwort herausgeschossen hatte. Die begründete Antwort kam erst später und war entweder ja oder nein.

Meine nächste Entdeckung war, daß mein Mann eine ähnliche automatische Reaktion zeigte, die ihn ebenfalls zu einem „Nein“ veranlaßte. Das erklärte einen großen Teil unserer gegenseitigen Mißverständnisse. Nun mußte ich meinen Kindern, meinem Mann und meinen Kollegen sagen, daß ich ein eingebautes „automatisches Nein“ hatte. Ich warnte sie davor, meine ersten Reaktionen als endgültig anzusehen. „Gebt mir ein bißchen Zeit“, bat ich sie. Zu Hause sagte ich manchmal, wenn ich eine Entscheidung treffen sollte: „Wenn du jetzt meine Antwort willst, dann ist es ‚nein‘, deshalb komm lieber in einer halben Stunde wieder; mal sehen, was ich dann sage.“ Das klappte viel besser!

Als mein Mann eines Tages fort war, klagte ich ihn in Gedanken an und zeigte zur Illustration mit dem Finger auf ihn. Plötzlich entdeckte ich, daß zwar der Zeigefinger auf ihn gerichtet war, aber die drei anderen auf mich wiesen. Ich sagte mir: „Was du über deinen Mann sagst, mag wahr sein, aber was für Vorzüge hast du, um von ihm Ergebenheit erwarten zu können? Du kannst wirklich von Glück sagen, daß er es so lange

mit dir ausgehalten hat. Wie zeigst du ihm deine Liebe? Du versäumst nie eine Gelegenheit, gegen ihn zu sticheln, besonders vor anderen. Ja, du benutzt sogar deine eigenen Kinder, um ihm weh zu tun, weil du seine schwachen Punkte bloßstellst, indem du sagst: ‚Fragt Vater doch mal danach.‘”

Ich erkannte, daß ich mich ändern mußte, bevor es zu spät war. Wenn ich meinen Mann liebte, mußte ich anfangen, es ihm zu zeigen.

Dann mußten wir eines Tages eine Situation bewältigen, auf die wir nicht vorbereitet waren – mein Mann aus politischen Gründen im Gefängnis, ich selbst ohne Arbeit, ein Kind noch in der Schule; wir waren vollständig isoliert. Ich hatte Angst davor, daß unsere kleine Gemeinschaft – Mutter und Sohn – die nervliche Belastung nicht aushalten würde, und ich fragte Gott, was ich tun sollte. Die Antwort war einfach und klar: „Zuhören!”

Ich konnte mir nicht denken, wie das helfen sollte, doch versuchte ich es. Wenn also mein Sohn von der Schule nach Hause kam, widerstand ich der Versuchung, die Atmosphäre mit den Dingen zu vergiften, die mir durch den Kopf gingen. Zu meiner großen Überraschung begann mein Sohn, Bemerkungen zu machen und Fragen zu stellen, die seine Hoffnungen und Befürchtungen zum Ausdruck brachten.

Das alles ist Jahre her. Aber nie vergesse ich, wieviele Wege des Verständnisses sich öffneten und welche positiven Erfahrungen ich machte, als ich anfang, zuzuhören. Es ist nicht einfach, in der Religion eine gemeinsame Sprache zu finden. Sätze, die der eine voll Gefühl und Hingabe spricht, mögen für den andern leere Worte sein. Mein Mann ist Moslem, und ich bin Christin, doch wenn wir auf die innere Stimme hören, finden wir in der Religion eine gemeinsame Sprache.

Ein Berliner Studiendirektor entdeckt erstaunliche Qualitäten in seinem zehnjährigen Sohn:

Mein Nachmittag war mit Korrekturen und Unterrichtsvorbereitungen ausgefüllt gewesen und der Wunsch nach Abwechslung und Entspannung übermächtig geworden.

Die Kinder waren aus dem Haus gegangen, und daher war es ungewöhnlich still.

Im Nebenzimmer saß meine Frau über wichtigen Abrechnungen, die zu Beginn der Woche unbedingt bei einer Behörde vorgelegt werden mußten. Meine zaghaften Versuche, sie in ein Gespräch zu verwickeln, ihr mal eine Pause zu empfehlen, waren zunächst freundlich, dann aber ziemlich unwirsch abgewiesen worden. Kein Wunder, bei jeder Addition war ein anderes Ergebnis herausgekommen. – So zog ich mich wieder in meinen Raum zurück, ließ mich in den Sessel fallen und fing an, mich zu bemitleiden. Erstaunlich, was da aus dem Unbewußten an Klageliedern ertönte und schließlich in der Frage gipfelte: Was hat das Leben, was hat die Arbeit überhaupt für einen Sinn? Finstere Gedanken ballten sich in mir wie ein Gewitter zusammen.

In diesem Augenblick betrat Lukas, der Jüngste in der Familie, von einem Freunde kommend, das Zimmer. Sein Gesicht war gerötet vom schnellen Lauf, seine Augen sprühten vor Lebensfreude. Fast im selben Augenblick spürte ich den inneren Anruf, mich ihm anzuvertrauen, ihm meine ganze Misere mitzuteilen. „Mir geht es schlecht, Lukas, kannst du mir helfen?“ Er guckte mich erstaunt an – macht der Vater Spaß oder geht es ihm wirklich schlecht?

Er forderte mich auf: „Los, erzähl mal!“

Ich erzählte alles – mir schien, daß es nicht mein 10jähriger Sohn, sondern ein Freund, ein Seelsorger war, der da vor mir saß und sich geduldig alles anhörte.

Als ich geendet hatte, seufzte er tief auf und schlug vor: „Laß uns mal darüber beten!“

„Fang du an“, sagte ich. Und Lukas betete für mich, für unsere Familie und für die Not in der Welt, und während er betete, ging für mich die Sonne an diesem Tage, der sich schon seinem Ende zuneigte, wieder auf.

Fast gleichzeitig wurde meine Frau mit ihrer Abrechnung fertig, der zweite Sohn kehrte heim, und nach einem fröhlichen Abendessen hatten wir noch einen schönen gemeinsamen Abend mit Spielen und Vorlesen.

Eine Amerikanerin erkennt, daß sich ihre Kinder nicht so entwickeln, wie sie es sich erträumte:

Mein Leben lang wollte ich nie etwas anderes sein als Mutter. Ich bezeichne mich sogar als „Mutter von Beruf“. Dennoch, irgendwie ist meine Familie nicht so geworden, wie ich mir das vorgestellt hatte. Sicher, als die Kinder klein waren, hatten sie und ich viel Spaß beim „Mutter und Kind- und Schule-Spielen“. Nur merkte ich nicht, wie meine Aufgabe, den Charakter der Kinder zu entwickeln, dabei zu kurz kam.

Mein ältester Sohn forderte als erster meinen ganzen Scharfsinn und meine psychologischen Fähigkeiten heraus. Er suchte sich immer seine eigenen Wege. Bevor er ein Jahr alt war, konnte er über den hohen Rand seines Bettchens und mit anderthalb Jahren auf den zwei Meter hohen Gartenzaun klettern. Mit fünf baute er in unserem Keller ein Boot. Seine Lehrerin öffnete mir die Augen für das Wunder, das ich übersah, als sie mir sagte: „Ist es nicht wunderbar, so einen unternehmungslustigen Sohn zu haben?“

Drei Jahre später öffnete mir ein Gemeindemitglied erneut die Augen, als sie die Frauen bat, für jedes Familienmitglied zu beten und Gott für jede besondere Eigenschaft dieser Menschen zu danken. Mir flossen die Tränen über die Wangen, als ich für dieses Kind betete. Mir fiel nichts Positives ein, für das ich Gott danken konnte.

Ich ging nach Hause und versuchte von da an, das Gute und Positive in ihm deutlicher wahrzunehmen und Gott dankbar dafür zu sein. Genau das brauchte er, denn zu der Zeit hatte ich noch zwei jüngere Kinder, die mich beanspruchten. Wenn er sich nicht auffällig benahm, wurde kaum Notiz von ihm genommen. Ich erkannte, daß ich ihn beachten mußte, wenn er sich gut benahm, um ihm die Notwendigkeit zu schlechtem Betragen zu ersparen!

Kinder kennen den Unterschied zwischen Gut und Böse. Aber sie müssen sich ihrem eigenen Gewissen stellen lernen, dem sie nicht ausweichen können. Hierin zeigte sich mein Versagen als Mutter. Jedes unserer Kinder hat im späteren Leben Versuche nachgegeben, vor denen Gott oder die Beachtung von

absoluten Maßstäben sie hätten bewahren können. Es waren Versuchungen wie Stehlen, Mogeln, Schule schwänzen, Betrügen, Drogen und Sex ausprobieren.

Und wie haben mein Mann und ich auf diese Enttäuschungen reagiert? Zuerst mit Ärger und verletztem Stolz. Das hat aber nicht geholfen, die Kluft zu überbrücken. Unser Ältester fragte uns tatsächlich mehrmals, ob wir ihn von zu Hause vertreiben wollten, wie unsere Nachbarn es mit ihrem Sohn getan hatten. Ich habe gelernt, zu sagen: „Wenn ich meine Gefühle wieder unter Kontrolle habe, können wir darüber reden.“ Dann unterhalten wir uns in Ruhe und hören zu. Gewöhnlich kommt dann eine hilfreiche Idee, wie ich mit meinen Gefühlen umgehen kann, oder was als nächstes zu tun ist.

Unser Ältester zog, kurz nachdem wir ins Ausland gegangen waren, zu seiner Freundin. Seine Entscheidung verletzte uns und machte uns Sorgen, aber wir mußten feststellen, daß viele Empfindungen aus unserem verletzten Stolz resultierten. Wenn wir den beiseite lassen konnten und offen für Verständigung blieben, konnten wir den beiden vielleicht helfen, ihre



Beziehung in eine beständige Liebe zu verwandeln, die wir ihnen wünschten. So schrieben wir ihnen über unsere Gefühle, Enttäuschungen, Befürchtungen und Hoffnungen – und sie teilten die ihren mit uns. Als sie zu einem späteren Zeitpunkt Pläne für ihre Hochzeit machten, schrieb unser Sohn: „Es geht von Tag zu Tag besser, und ich glaube, das kommt daher, daß Ihr uns so wunderbar unterstützt habt.“ (Unsere einzige Unterstützung bestand in der liebevollen Hinnahme ihrer Entscheidung trotz unserer ursprünglichen Reaktion.)

Vielleicht erkennt sich der eine oder andere Leser in den folgenden Geschichten wieder, die uns eine schwedische Journalistin schickte – so wie ich mich darin erkannt habe.

Als ich heiratete, hatte ich eine genaue Vorstellung davon, wie eine wahre christliche Familie zu sein hat. Es war eine wunderschöne Theorie, die sich überhaupt nicht verwirklicht hat. Doch habe ich gelernt, daß Gott die erstaunlichsten Wege zeigt, wie eine Familie zu größerer Einheit finden kann. Wenn auch nur einer in der Familie auf Gott hört, ist das ein Grund für große Hoffnung.

Als unsere Kinder klein waren, gab es immer einen Kampf zwischen Fernsehen und Zubettgehen. Sie hatten keine Erlaubnis, nach sieben Uhr noch fernzusehen. Manchmal mußten wir die Tür des Fernsehraums abschließen, und dann hämmerten sie an die Tür, warfen mit Schuhen und anderen Gegenständen und kreischten draußen herum. Ich mußte eine Lösung finden. Ich setzte mich hin, um mich zu besinnen. Sofort kam mir eine Frage: „Hast du ihnen alles gegeben, was sie brauchen, bevor sie zu Bett gehen? Hast du ihnen vorgelesen, mit ihnen gebetet, sie geküßt und zugedeckt?“ Ich mußte mit „nein“ antworten. Es gab da Fernsehprogramme, die ich unbedingt sehen wollte, daher hatte ich die Kinder dann sich selbst überlassen. Die nächste Frage lautete: „Was ist wichtiger, das Fernsehen oder deine Aufgabe als Mutter, deinen Kindern den Frieden und die Fürsorge zu geben, die sie zum Einschlafen brauchen?“ Ich entschied mich dafür, nicht fernzusehen, bis alle Kinder schlafen gegangen waren, und der Friede im Haus wurde

wiederhergestellt. Nachdem ich den Kindern meinen Egoismus und meine neue Entscheidung mitgeteilt hatte, passierte es manchmal, daß sie großzügig sagten: „Mama, warum schaust du nicht fern? Wir werden schon alleine gut einschlafen.“

Mit den Jahren hörten aber die Kämpfe um die Schlafenszeit nicht auf, sondern verschlimmerten sich eher. Sie wollten nie zur rechten Zeit schlafen gehen. Was sollte ich tun? Ich setzte mich mit ihnen zusammen und ließ sie überlegen, was für jeden die beste Zeit zum Schlafengehen sei. Warum bloß war ich nicht eher auf diese Idee gekommen? Wenn Kinder selber entscheiden dürfen, dann sind sie ganz streng und gewissenhaft und halten ihre eigenen Regeln genau ein. Die Vierjährige dachte, sie solle um achtzehn Uhr ins Bett gehen, der nächste um neunzehn Uhr und der älteste um zwanzig Uhr. Es gab keine Kämpfe mehr! Aber an jedem Geburtstag war der erste Gedanke: Nun bin ich ein Jahr älter und darf eine halbe Stunde länger aufbleiben! Bei den zwei älteren, die inzwischen elf und dreizehn Jahre alt sind, klappt dies sogar heute noch.

Unsere jüngste Tochter ist sehr sensibel. Als sie fünf Jahre alt war, bekam sie ein nervöses Blinzeln. Es schien keine körperliche Ursache zu haben. Es verlor sich wieder, doch folgten andere Erscheinungen, die ihren Höhepunkt erreichten, als sie im Alter von acht Jahren ständig am ganzen Körper zitterte. Es war grauenhaft! In der Schule lachte man sie aus. Wir wußten nicht, woran es lag, bis die Schulschwester vorschlug, daß wir mit ihr zu einem Psychologen gehen sollten. Ich brachte sie monatelang jede Woche dorthin, und anschließend waren wir Eltern dran. Wir hatten vier Sitzungen mit dem Psychologen und fanden es schrecklich. Wir entdeckten, daß unsere Tochter keine Unstimmigkeiten zwischen ihren Eltern verkraften konnte. Das war der wahre Grund hinter ihren Symptomen. Sie drückte dies eines Tages selbst so aus: „Mama, es tut mir weh, wenn Papa böse zu dir ist, weil ich dich liebhave. Aber es tut mir genauso weh, wenn du eklig zu ihm bist, weil ich ihn liebhave.“ Wir beschlossen, Einigkeit anzustreben und Meinungsverschiedenheiten ohne große Temperamentsausbrüche auszutragen. Das half ihr bei diesen Problemen.

Als die Kinder größer wurden, halfen sie uns, Einigkeit zu finden, wenn wir zerstritten waren; dies galt besonders für unsere Tochter. Eines Tages hatten mein Mann und ich eine Auseinandersetzung. Sie kam zu mir in die Küche und sagte: „Mama, kannst du Papa nicht vergeben?“ Zu meiner Schande mußte ich gestehen, daß ich mich nicht dazu überwinden konnte. „Nein, ich bin derart bitter, daß ich es nicht kann.“ Sie lehnte sich über den Küchentisch und sagte sehr fest und eindringlich: „Aber Mama, du sagst nur: ‚Vergib mir.‘ Das ist alles. Es ist so einfach. Nur ein Wort. Verzeihung. Ich weiß, zuerst ist es schwierig, aber wenn du es gesagt hast, ist es sehr einfach und wunderbar.“ Ich saß da, und mein Herz war hart wie Stein.

Sie fragte: „Könntest du etwas Kaffee machen?“ Wir trinken nämlich oft unseren sogenannten „Versöhnungskaffee“. Langsam ging ich zum Herd, immer noch steif und sauer. Sie hörte ihren Vater die Treppe herunterkommen und sah mich an. Er hielt auf der Schwelle an und zögerte, mich anzusehen. Ich sagte langsam (es war wirklich schwierig): „Willst du etwas Kaffee?“ – Das bedeutete: „Verzeihe mir.“

Er rannte auf mich zu, umarmte mich fröhlich und sagte: „Ja, ich danke dir!“ Und unsere Tochter machte Freudensprünge und rief: „Ich hab’s erreicht, ich hab’s erreicht! Ich habe Mama gesagt, daß sie es tun soll!“ Und sie nahm einen Lebkuchen, brach ihn in drei Stücke, und jeder aß schweigend sein Stückchen und wußte, daß alles wieder in Ordnung war!

Mein Mann und ich arbeiten beide hart. Ich bin viel auf Reisen und habe es immer fertiggebracht, zu viel zu tun und dann völlig ausgepumpt nach Hause zu kommen. Während unserer ersten Ehejahre war mein Mann wütend darüber und versuchte, mir meine Reisen zu verbieten. Doch dann fand ich heraus, daß ich mit seiner Hilfe die Reisen sinnvoller planen konnte. Ich war zu unabhängig gewesen und wußte nicht, wieviel Freude es macht, die Pläne und Belastungen zu teilen. Dennoch sagte mein Mann eines Tages „nein“ zu einer Reise.

Erst war ich ärgerlich, dann traurig. Schließlich hatte ich den Gedanken: „Warum kann die Familie nicht die Entscheidung treffen?“ Ich versuchte, einen Familienrat einzuberufen. Es

war unmöglich. Man muß einfach den richtigen Zeitpunkt abwarten, z.B. wenn man um den Abendbrottisch sitzt und nach einem guten Essen den Sonnenuntergang beobachtet.

Ich brachte das Problem vor. Die Kinder wagten es, offen einiges zu sagen, was ich nie von ihnen erwartet hätte. „Vati, wenn du Mutti diese Reise verbietest, bist du ein Diktator“, sagte der Elfjährige. Zu unserer Überraschung erwiderte mein Mann ruhig: „Findest du? Vielleicht hast du recht.“ Die neunjährige Tochter meinte: „Wir können zehn Tage ohne dich fertigwerden, Mutti. Wir haben ja Vati.“ Und mein Mann schlug schließlich vor: „Warum machen wir nicht zuerst gemeinsam eine Familienreise und setzen dich dann ins Flugzeug?“ Das wurde beschlossen, und jeder war glücklich.

Es gäbe noch manche Geschichte zu erzählen, diese sind mir zuerst eingefallen. Wenn ich die Kinder heute betrachte und zurückdenke an ihre ziemlich stürmische Kinderzeit und ihre jetzige Reife, weiß ich mit Sicherheit, daß dies ein Geschenk ist. Wenn ich an meinen Mann und mich denke, die wir seit neunzehn Jahren „auf Gedeih und Verderb“ miteinander verheiratet sind, mit all den Konflikten, Sorgen, Schmerzen und Freuden, dann weiß ich – auch das ist ein Geschenk. Wahrscheinlich hat die Treue beim Hören auf die innere Stimme dazu beigetragen, daß unser Glaube lebt.



Die Familie als Kraftquelle

Diese Überschrift erscheint kühn auf dem Hintergrund der heutigen Entwicklung in den Industrieländern. Viele Menschen haben offensichtlich Zweifel an der Institution Familie und halten sie heute eher für einen Ort, an dem Kräfte verschlissen werden, als eine Quelle neuer Kraft darin zu sehen.

Diejenigen, die den Schritt zur Eheschließung gewagt haben und sich in dem Prozeß des Miteinander-Lebenwollens und der Familienbildung befinden, suchen nach Hilfen inmitten einer Gesellschaft, die kein allgemein anerkanntes Erziehungsziel anbietet und die sich angewöhnt hat, die Eltern und die Familie für alles haftbar zu machen, was schiefläuft.

Unter der Belastung, „alles richtig machen zu wollen“, können Eltern schier erdrückt werden. Niemand kann alles richtig machen, aber es gibt die Möglichkeit, sich von Gott her korrigieren zu lassen, und wenn das geschieht, werden mehr positive Lebenserfahrungen an die junge Generation weitervermittelt, als wenn nie etwas falsch gemacht wird.

Ich habe erfahren, daß Eheleben nicht zu freudloser Routine entarten muß, aus der wir gerne ausbrechen würden. Es wird öde, wenn wir den Sinn der Ehe aus den Augen verlieren. Besteht die höchste Funktion der Ehe einfach nur darin, das Leben fortzupflanzen, oder soll eine Lebensweise geschaffen werden, die es wert ist, fortgepflanzt zu werden? Ziel des Lebens in der Familie muß sein, die lebensbejahende Seite im Menschen zu stärken. Wenn man sich dafür entscheidet, kann die Familie zur Kraftquelle für die Veränderung der Gesellschaft werden.

Eine Mutter von drei Kindern schreibt aus England:

Es war ein interessantes Experiment für meinen Mann und mich, gemeinsam auf Gott zu hören. Als wir damit anfangen, bekamen wir oft die gleichen Gedanken und waren begeistert; wir spürten, daß wir auf dieselbe Stimme hörten.

Eines Morgens in der Stille kamen mir alle Flaschen unserer Bar im Eßzimmer in den Sinn. Ich verspürte den starken Drang, diesen Schrank völlig auszuräumen. Vor meinem geistigen Auge konnte ich ihn sauber, ordentlich, aber ohne Alkoholika sehen. Jedoch war mir der Gedanke, all diese Flaschen wegzuworfen, unerträglich – wenn ich mir vorstellte, was das alles gekostet hatte! Wochenlang kämpfte ich mit mir.

Inzwischen bekamen wir keine Gedanken mehr von Gott. Irgend etwas hatte unsere Kommunikation gestört. Ich hatte auch nicht den Mut gehabt, meinem Mann die Idee mit der Bar mitzuteilen. Als ich es schließlich doch tat, sagte er, er werde mir jedesmal helfen, wenn ich in Versuchung käme, den Inhalt der Bar für einzelne Gäste und Parties aufzustocken. Ich bin ihm immer noch unbeschreiblich dankbar dafür, denn es ist nicht nur das Bedürfnis verschwunden, ständig harte Getränke zu servieren, sondern auch meine eigene Abhängigkeit vom Alkohol als Anregung und als Verschleierung meiner Nervosität. Wir haben jetzt nicht mehr das Gefühl, daß es notwendig ist, Alkohol zu servieren, wenn wir Gäste haben, und die Bar in unserem Schrank existiert nicht mehr. Mein Mann und ich sind uns dadurch näher gekommen, daß er Verständnis für mich hatte und mir mit meinem Problem half. Dabei war das Entscheidende für mich nicht der Alkohol, sondern die Tatsache, daß ich etwas in unserem Leben nicht ehrlich vor Gott gebracht hatte. Denn so wurden unweigerlich Schwierigkeiten erzeugt, die auf die eine oder andere Weise direkt die Familie beeinträchtigten. Als wir unsere Parties mit Alkohol feierten, verschlechterte sich das Benehmen unserer beiden Kinder. Sie waren damals fünf und sechs Jahre alt. Nach meiner Entscheidung und dem Ausräumen der Bar besserte es sich erheblich.

Unlängst kam es zwischen mir und Blair, meinem Mann, zu einer heftigen Auseinandersetzung. Auf meinen Vorschlag hin hielten wir eine Stille und baten Gott um Hilfe. Plötzlich mußte ich an die Zeit vor unserer Heirat denken. Wie ein Film lief alles vor meinem geistigen Auge ab. Ich kam zu der unangenehmen Erkenntnis, daß ich Blair von Anfang an getäuscht

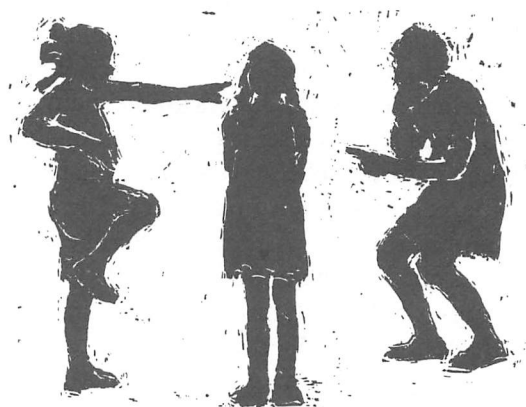
hatte. Ich hatte nämlich vorgegeben, zu der unabhängigen, emanzipierten Sorte Frauen zu gehören, die sich nichts aus Ehe, Familie und der Schaffung eines eigenen Heimes macht. Ich tat so, als ob es mir ganz egal wäre, ob er heute da und morgen fort sei. In Wirklichkeit war mir die Beziehung ungeheuer wichtig, und ich wollte, daß er mich bitten würde, ihn zu heiraten. Auf mancherlei scharfsinnige Weise stellte ich sicher, daß er mir nicht entwischte.

Dann kam ich zu der noch unangenehmeren Erkenntnis, daß der Herr von mir verlangte, ich solle Blair alles dies offen und unbeschönigt darlegen. Kurz zuvor waren wir beide Gott gegenüber neu die Verpflichtung eingegangen, unser Leben seinem Willen entsprechend zu leben. Wenn ich das ernst meinte, mußte ich jetzt Blair die Wahrheit sagen. Als ich es getan hatte, sagte Blair nur: „Weißt du, ich bin sehr erleichtert, festzustellen, daß du genauso deine menschlichen Schwächen hast wie alle anderen. Nachdem du mir das gesagt hast, glaube ich, daß unsere Beziehung künftig harmonischer und unkomplizierter sein wird.“

Genau das ist geschehen, und anstatt mich durch diese Erfahrung gedemütigt zu fühlen, fühle ich mich befreit.

Eine Schweizer Mutter denkt über den Mut ihrer Kinder nach: Wir haben Freude an unserem Familienleben. Unsere Töchter sind erst zwölf und zehn Jahre alt und kommen bald ins Teenager-Alter. Unser langfristiges Erziehungsziel war, sie auf das Leben in einer sich schnell verändernden Welt vorzubereiten, d.h. Bereitschaft zur Änderung zu üben sowie Festhalten an beständigen Werten. Beide Fähigkeiten sind gegründet in tiefer persönlicher Verbundenheit mit unserem Schöpfer. Trotzdem machte ich mir immer Sorgen über schlechte Einflüsse auf unsere Töchter. Als ich eines Nachts wach lag und sorgenvoll die Flut von Selbstsucht, Schmutz und Freizügigkeit bedachte, welcher die Kinder ausgesetzt sind, fragte ich mich: „Hältst du es für möglich, daß deine Kinder gegen die Diktatur des ‚Alles ist erlaubt‘ aufstehen, auch wenn sie dafür unter Kameraden und Lehrern leiden müssen?“

Die Vorstellung, daß meine Kinder leiden müßten, ist mir natürlich verhaßt. Aber wie kann ich mutige Leute bewundern, die ihr Leben und ihre Sicherheit einzusetzen wagen, und mich gleichzeitig weigern, meine Kinder etwas wagen zu lassen? Als ich in der Dunkelheit lag, sagte ich „ja“ zu allem, was kommen könnte, und meine Angst verschwand.



Interessanterweise bezog unsere Zwölfjährige etwa in dem gleichen Zeitabschnitt eine klare Stellung unter ihren Schulkameraden, die alle größer und stärker waren als sie. Man lachte sie aus, wenn sie z.B. sagte, daß sie keinen festen Freund haben wolle, bevor sie achtzehn sei (ein sehr erwachsenes Alter in ihren Augen). Und wenn sie einen hätte, dann nur zum Heiraten, und sonst nichts. Wir hatten ihr zu diesem Thema niemals Ratschläge gegeben, aber sie blieb fest bei ihrer Meinung und machte keine Kompromisse. Wochenlang war sie die Zielscheibe häßlicher Angriffe und brach oft in Tränen aus, doch schließlich hörte das auf, und man akzeptierte sie. Später war sie gerne in der Klasse. Gewiß sind wir noch nicht durch – wer ist das je? Aber ich konnte feststellen, daß Kinder schon bemerkenswerten Mut und Standfestigkeit entwickeln können. Einmal fragte ich die beiden Mädchen unabhängig voneinan-

der: „Was gibt einem Kind eigentlich Sicherheit?“ Die spontane Antwort von beiden war: „Die Eltern.“ Nach einem Zögern fügte die Ältere hinzu: „Und Gott.“

Nach seinen Beobachtungen bei Kollegen und deren Kindern hält mein Mann Michel es für wichtig, daß die Kinder darauf bauen können: unsere Eltern werden sich niemals trennen, gleich, was für Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten aufkommen. Wenn Eltern Sicherheit finden (wir persönlich finden sie in Gott, in seiner Liebe und Führung), ist es wahrscheinlich, daß sie sich auf die Kinder überträgt.

Im Januar des letzten Jahres mußte mein Mann, ein Architekt, eine große Kürzung seines Gehalts hinnehmen und seine Kündigung befürchten. Ein paar Tage lang hatte ich mit Angst und Niedergeschlagenheit zu kämpfen. Die Kinder wußten um die Situation, und die Ältere war darüber besonders betroffen. Nachts machte ich mir Sorgen, ob das Geld reichen würde, hatte Angst vor Demütigungen und davor, daß mein Mann darunter leiden würde. Wieder mußte ich zur Härte des Lebens ein „Ja“ finden und dann alles Gott überlassen. Es zogen wieder Friede und Vertrauen in mein Herz, und dadurch auch bei der ganzen Familie. Die Bereitschaft der Kinder zu Verzicht und Sparsamkeit erfreute uns auch sehr.

Die beiden Großmütter sind sehr wichtige Personen in unserer Familie – leider sind die Großväter beide schon vor der Geburt der Mädchen gestorben. Eine der Großmütter lebt bei uns. Das bedeutet zwar einerseits Opfer für alle drei Generationen, aber wir sehen andererseits auch den Reichtum, den es bringt. Großmama hat Zeit für die Kinder, und sie sieht alles mit mehr Gelassenheit und Abstand. Man spürt das, wenn man in ihr Zimmer kommt. Als sie zu uns zog, traf sie die weise Entscheidung, daß wir die Kinder aufziehen sollten, nicht sie. Sie wollte sich nicht einmischen, sondern geben, was sie beitragen konnte. Das tut sie, und die Zeiten, die sie mit den Kindern verbringt, werden ihnen unvergeßlich sein. Ich begreife, daß Chruschtschow das Gefühl hatte, den Glauben in Rußland nicht ausrotten zu können, solange die Großmütter die Kinder betreuen.

Umgekehrt können die Kinder Dinge für alte Menschen tun, zu denen wir, die Arbeitsüberlasteten, nicht immer die Bereitschaft aufbringen. Wenn die Kinder die Gebrechlichkeit des Alters erleben, können sie Mitleid und Fürsorge zeigen bei aller Frische und Unbekümmertheit, die sie mit sich bringen. Bekannte sagen oft zu meiner Mutter: „Was für ein Glück, daß Sie bei Ihren Kindern leben.“ Andere meinen, ich hätte Glück, meine Mutter bei uns zu haben. Das ist wahr – unter bestimmten Voraussetzungen! Erstens müssen wir über unsere Gefühle vollkommen offen sein, sonst schleichen sich Bitterkeit, Ungeduld und Angst ein. Dinge, die ausgesprochen werden, finden auch eine Lösung, und oft endet eine solche Aussprache unter Gelächter. Zweitens müssen beide Seiten zur Änderung bereit sein und hellhörig für die Bedürfnisse der anderen.

Vollkommen für eine Familie dazusein, nimmt viel Zeit und Energie in Anspruch. Das führt zu einer anderen, heute viel diskutierten Frage: „Sind Sie damit zufrieden, nur Hausfrau und Mutter zu sein?“ Meine Antwort heißt: „Ja, ungeheuer.“ Ich empfinde es als großes Privileg, Zeit zur Verfügung zu haben für die Kinder, ihre Freunde und deren Familien, und für die Lehrer.

Obwohl ich kein öffentliches Amt bekleide, habe ich mehrere Male an der Meinungsbildung im Bereich der Schule oder unserer Stadt mitgewirkt. Ich gehorche einfach der inneren Stimme, die mir sagt, ich solle diesen Brief schreiben oder jenes Telefongespräch führen, selbst wenn ich unbedeutend bin – nur ein Mitglied der schweigenden Mehrheit oder Minderheit! Einmal spürte ich, daß die Katholiken in unserer Stadt in einer wichtigen Auseinandersetzung Unterstützung brauchten. Ich schrieb dann als Protestantin einen Brief an die Ortszeitung, die ihn veröffentlichte. Später hörte ich, daß er auf der ersten Seite einer katholischen Zeitung erschienen war. Solche Dinge kann ich nicht alle Tage tun, aber bei der Hausarbeit habe ich den Kopf frei zum Nachdenken. Meine besten Gedanken kommen mir oft beim Summen des Staubsaugers oder beim Hin- und Hergleiten des Bügeleisens.

Vergangenheitsbewältigung – eine Geschichte aus Frankreich:

Sie: Die moderne Psychologie legt soviel Betonung auf Toleranz beim Verstehen anderer, daß Festigkeit oft als überholter Begriff angesehen wird. Aber ich kann nur sagen, einer der größten Liebesbeweise, die mein Mann mir geben konnte, war seine Festigkeit und Ausdauer. Damit half er mir, meine Unzulänglichkeiten und Schwächen zu bekämpfen, die unsere Ehe bedrohten.

Die Forderungen und Wünsche der Frauen werden oft durch das Verheiratetsein verzehnfacht. Dinge, die wir mehr oder weniger unterdrückt oder nicht getan haben, als wir ledig waren, scheinen plötzlich unser gutes Recht zu sein. So war es jedenfalls bei mir. Sobald ich entdeckt hatte, daß ich bei meinem Mann nicht alles erreichen konnte, was ich wollte, nahm ich Zuflucht zu Tränen oder einem vorwurfsvollen Schweigen. Am Anfang unserer Ehe, als er diese Reaktionen noch nicht kannte, wußte mein Mann nicht, was er mit mir anfangen sollte. Dann sagte er eines Tages – als ich gerade wieder schlecht gelaunt war – ganz ruhig: „Ich komme wieder und rede mit dir, wenn du anders bist.“ Und er verließ den Raum ohne ein weiteres Wort. Ich wußte plötzlich nicht mehr weiter und erkannte, daß meine Forderungen keine Macht mehr über ihn hatten und daß ich Schluß damit machen mußte. Meine Eltern hatten sich getrennt und schließlich scheiden lassen, als ich noch nicht erwachsen war. Mein zerrissenes und aufreibendes Leben bei meinem Vater, der noch zwei weitere Ehen einging, hinterließ tiefe Wunden in mir. Nach und nach entdeckte ich, daß die Bitterkeit gegenüber meinem Vater mein Verhältnis zu allen Menschen beeinflusste und vergiftete. Das galt sogar für das Verhältnis zu meinem Mann. Als ich mich entschloß, meinem Vater zu vergeben, und ihm mein Herz wieder zu öffnen begann, trat eine Besserung ein. Aber das volle Licht brach erst an dem Tag durch, als ich die vollständige Heilung von dieser Bitterkeit fand und die schmerzlichsten Erfahrungen meines Lebens umgewandelt wurden in die größten Aktivposten, mit denen ich anderen helfen kann. Dies geschah durch meinen Mann. Er spürte wohl, daß die

ersten Veränderungen in meinem Leben echt gewesen waren, daß aber noch Tieferes geschehen könne. Ich fand diese Vorstellung sehr unangenehm, beschloß aber, darüber nachzudenken. Ich sah ein, daß ich meinem Vater zwar verziehen hatte, daß ich ihn aber auch um Verzeihung bitten mußte. Als ich meinem Mann den ersten und dann den zweiten Briefentwurf zeigte, sagte er: „Das klingt nicht sehr überzeugend. Zwischen den Zeilen kann ich immer noch Anklagen lesen, so, als ob du sagst: 'Wenn du dich anders verhalten hättest, Vater, wäre all das Leid nicht passiert'."

Als ich den dritten Brief schrieb, riß in den Tiefen meiner Seele ein Vorhang entzwei, und die Wahrheit lag offen vor mir: Zum ersten Mal spürte ich ein starkes Bedürfnis nach Vergebung. Ich sehnte mich nach Vergebung für die grausame Art, in der ich jahrelang meinem Vater mein Herz verschlossen hatte. So wurde mir nach und nach meine Verantwortung für seine Einsamkeit klar.

Der Brief wurde abgeschickt. Einige Wochen später erhielt ich einen tief bewegenden Antwortbrief, in dem mir mein



Vater zum ersten Mal sein Herz öffnete und sich für seine Fehler entschuldigte. Eine schwere Last fiel von meiner Seele. Ich hatte wieder einen Vater, obwohl wir durch Tausende von Kilometern getrennt waren. Die Versuchung, bitter zu sein, konnte mich zwar immer noch heimsuchen, aber niemals mehr Macht über mein Leben gewinnen.

Er: Ich verdanke der Einfachheit sehr viel, mit der mir meine Frau eines Abends am Anfang unserer Ehe sagte: „Ich liebe dich sehr, aber du sollst wissen, daß Gott an erster Stelle in meinem Leben kommt, sogar vor dir.“ Ich hätte mich eigentlich freuen müssen, aber ich war wütend. Ich ging wütend zu Bett, und als ich am nächsten Morgen aufwachte, war ich immer noch so verärgert, daß ich mich weigerte, zum Frühstück zu kommen. Als ich mir dann Zeit zum Hören auf die innere Stimme nahm, merkte ich, daß das, was am Vorabend zwischen uns geschehen war, sehr wichtig war. Meine Frau hatte sich ganz einfach aus dem Gefängnis befreit, in dem mein Egoismus, mein Stolz und Ehrgeiz sie festhalten wollten. Sie wollte nicht nur frei sein, sondern sie bot mir die größte Sicherheit für unsere Ehe an und gab mir den besten Liebesbeweis, den ein Mann sich wünschen kann.

Freiheit ist das große Modewort unserer Zeit, Freiheit von Ausbeutung und Entfremdung. Es gibt keinen besseren Ort, diese Freiheit zu lernen, als innerhalb der Familie. Ich bin oft erstaunt über das Ausmaß gegenseitiger Abhängigkeit und Bevormundung, das in vielen Familien herrscht. Besonders häufig beobachtet man diese Bevormundung in den sogenannten guten, harmonischen Familien. Wenn wir lernen, diese fälschlicherweise „Liebe“ genannte Herrschaft aufzugeben, werden wir vielleicht fähig, eine Welt freier Männer und Frauen zu schaffen.

„In welchen Punkten sollte ich mich deiner Meinung nach ändern?“ fragte eines Tages ein Franzose seine Frau. Hier erzählt sie ihre Geschichte:

Ich hatte immer einen Gutsherren heiraten wollen, und als Tochter eines Pariser Arztes träumte ich davon, auf dem Land

zu leben. Und genau das wurde wahr – vielleicht war es etwas weit weg, da wir in Marokko lebten, aber dadurch war es nur noch schöner.

1912 hatte sich mein Schwiegervater in Marokko niedergelassen, in Marrakesch, wo er verschiedene Unternehmen gegründet hatte. Wir zogen auf sein 300 Hektar großes Gut, zwanzig Kilometer von der Stadt entfernt, und Alain und ich gründeten dort unser Heim. Es gab einen großen Garten voller Rosen und Geranien, Olivenhaine, Obstgärten mit Orangen-, Aprikosen- und Mandelbäumen. Alles in allem waren es ungefähr 10000 Bäume – und dabei waren immer noch große Flächen des Landes ungenutzt. Wenn ich mit meinem Baby ins Freie wollte, brauchte ich seine Wiege nur unter den großen, schattenspendenden Zitronenbaum zu stellen. Auch später verbrachten unsere drei Kinder die meiste Zeit draußen in der Natur.

Ich mußte Arabisch lernen, wenn auch nur soviel, um das Mädchen zu verstehen, das mir im Haushalt half. Meine Tage waren sehr angefüllt, und Alain warf mir manchmal vor, nie Zeit zu haben, um ihn in die Pflanzungen zu begleiten. Immer wollte er gerade dann losgehen, wenn das Baby gefüttert wurde oder seine Windeln gewechselt werden mußten. Wenn Alain am Abend heimkehrte, vertiefte er sich in seine geliebten Zeitungen, während ich die Nase in meine Näharbeit steckte. Das Leben auf dem Lande reichte nicht ganz an das Ideal heran, das ich mir für unsere Ehe erträumt hatte.

1954 verschärfte sich die politische Situation in Marokko. Einerseits wurde Unabhängigkeit propagiert, andererseits weigerte sich die französische Regierung, ihrem Protektorat die Unabhängigkeit zu gewähren. Einige Freunde erzählten uns von Caux, dem Zentrum der Moralischen Aufrüstung in der Schweiz, von wo die Lösung vieler politischer Konflikte ihren Anfang genommen hatte. Als wir im Frühjahr eine Einladung zur Sommerkonferenz erhielten, beschlossen wir sofort, dort hinzufahren.

In Caux nahmen wir an vielen Zusammenkünften teil und begegneten vielen Menschen. Alain, als typischer Franzose, erörterte Punkt für Punkt. Er kannte sich in der Politik sehr gut aus

und vertrat sehr entschieden seine Meinung. Ich war nicht im geringsten an politischen Angelegenheiten interessiert, aber ich ließ ihn reden und hielt mich heraus. War es denn nicht auch Aufgabe der Frau, zu Hause den Frieden zu bewahren? Das hatte ich bislang ganz gut gemacht, fand ich. Ich hatte einfach geschwiegen, bevor etwas meinen Mann zum Explodieren bringen konnte. Infolgedessen diskutierten wir nur selten miteinander.

Das Leben zu Hause hatte sich anders gestaltet, als ich erhofft hatte. Aber ich hatte die Tatsache akzeptiert, daß wir den Himmel auf Erden nicht erreichen und bestenfalls lernen könnten, miteinander auszukommen. Dort in Caux begegnete ich zum ersten Mal der Idee der „Änderung“ – der Hoffnung, daß es möglich ist, anders zu werden.

Ich erinnere mich besonders an ein brasilianisches Ehepaar. Er war engagiertes Mitglied seiner Partei und verbrachte jeden Abend bei seiner Gewerkschaft, wo er große Reden über persönliche Freiheit hielt, während sie als aufopfernde Ehefrau freudlos zu Hause wartete und sich um die Hausarbeit kümmerte – bis in ihnen beiden eine Veränderung eingetreten war. In vieler Hinsicht – in bezug auf Rasse, Religion, Erziehung, Lebensstil und sozialen Hintergrund – unterschied sich das brasilianische Ehepaar stark von uns. Auf menschlicher Ebene waren wir einander jedoch sehr ähnlich. Als ich ihre lebendigen Gesichter sah, wurde mir klar: Wenn bei ihnen eine Veränderung möglich gewesen war, mußte sie doch auch bei uns möglich sein.

An unserem achten Tag in Caux kam Alain zu mir und stellte mir folgende wunderbare, aber verwirrende Frage: „In welchen Punkten möchtest du mich anders haben?“

Sie können sich wohl vorstellen, was es für eine Frau bedeutet, wenn ihr Mann sie nach sechsjähriger Ehe so etwas fragt. Es war wie ein großes Fenster, das sich auf einen klaren Himmel hin öffnete. Alain glaubte nicht an Gott und hielt nichts von dieser Idee, auf die innere Stimme zu horchen. Aber er gab zu, daß Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe in der Politik nötig sind und daß es ausgezeichnet wäre, wenn unsere

politischen Führer ehrlicher wären. Er stimmte auch zu, daß jeder ein Gewissen habe, und erklärte sich schließlich bereit, das Experiment mit dem Hören durchzuführen.

So stand er also neben mir und stellte mir diese Frage. Mir blieb die Luft weg. Da ich nicht gerade mutig bin, hatte ich immer Angst gehabt, ihn zu reizen, weil er ziemlich schnell überkocht. Ich unterdrückte sehr oft meine Wut. Tief getroffen und darauf bedacht, nicht hart zu sein oder ihn auszunutzen, fehlten mir die Worte.

Da kam mir ein an sich unbedeutender Vorfall in den Sinn, der sich ein halbes Jahr zuvor ereignet hatte und mich damals sehr enttäuschte. „Erinnerst du dich noch an den Tag, an dem ich dir zuliebe die Zeitung las?“ fragte ich. „Ich stellte dir einige Fragen, weil ich nicht alles verstanden hatte. Warum sagtest du, ich solle nicht so dumm fragen? Warum hast du mir die Dinge nicht erklärt?“

„Ja, ich erinnere mich sehr gut daran“, war Alains ernste Antwort. „Ich sagte, du seist ein hoffnungsloser Fall, weil du ein paar schwierige Fragen stelltest, auf die ich keine Antwort wußte. Es war einfacher zu sagen, du seist dumm, als meine Unwissenheit zuzugeben. Es tut mir leid.“

Der Bann war gebrochen, und zum ersten Mal war der Weg frei, daß wir einander alles sagen konnten – ohne Angst oder Streit.

Wir setzten uns auf eine Bank. Dort, den herrlichen Ausblick auf den Genfer See und die Berge vor uns, öffneten wir unsere Notizbücher und machten darin jeder vier lange Spalten, eine für jeden Maßstab – Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe. Außerdem fertigten wir eine Liste mit all den Menschen an, deren Leben mit dem unsrigen in irgendeiner Beziehung stand. Ganz oben standen er und ich, dann unsere Eltern, Kinder, unser Dienstpersonal, die Arbeiter, Freunde, Feinde . . . In der Stille wurde uns ziemlich schnell in überraschender Weise klar, wo wir versagt hatten. Ich hatte mich für so ehrlich gehalten, denn ich hatte in der Schule nie gestohlen oder (fast nie) betrogen. Doch was war mit all den geheimen Gedanken, die ich im Namen des häuslichen Friedens tunlichst vor Alain

verborg? War das nicht eigentlich Unehrllichkeit? Und mein Traumbild des wunderbaren Ehemannes, meine Flucht vor der Realität, die mir zu hart vorkam? War das nicht in Wirklichkeit unrein? Alain entdeckte, daß seine Offenheit mir gegenüber oft einen grausamen Zug enthielt und völlig lieblos war.

Ich erinnere mich noch lebhaft an den Drang nach Offenheit, an die Freiheit, alles sagen zu können. Wie gut das doch tat! Und gleichzeitig damit kam der Mut, über die schwierigsten Dinge offen zu sein. Dies war der Wendepunkt in unserem Leben, der Beginn eines völligen gegenseitigen Vertrauens. Unsere Beziehung veränderte sich. Sie führte dazu, daß wir uns ganz neu für andere Menschen interessierten.

Als ich mir nach und nach alles von der Seele redete, was auf mir gelastet hatte, und über all die Täuschungen sprach, die uns voneinander ferngehalten hatten, und als Alain klar wurde, was seine Haltung mich gekostet hatte, dämmerte ihm eine schreckliche Erkenntnis: Die Kolonialherrschaft bestand in uns! Während wir uns mit unserer Fortschrittlichkeit brüsteten und uns in der Öffentlichkeit vom Kolonialismus distanziert hatten, wurde er bei uns zu Hause praktiziert. Unsere Beziehung konnte genau mit der zwischen Franzosen und Marokkanern gleichgesetzt werden. Alain war wie die Franzosen, die sich das Recht herausnahmen, Entscheidungen zu treffen, ohne die anderen zu fragen. Ich war wie die Marokkaner, die schwiegen, aus Angst, hinterher noch schlechter dranzusein als zuvor.

Wir kehrten nach Marokko zurück mit einem neuen Gespür für menschliche Nöte und der Bereitschaft, auf Gottes Führung zu achten.

Im darauffolgenden Jahr wurde Marokko von einer Heuschreckenplage überfallen. Wir verdankten es dem Können und persönlichen Einsatz eines marokkanischen Ingenieurs, der für die Insektenbekämpfung zuständig war, daß unsere Farm – wie auch viele andere – von einer Katastrophe verschont blieb. Eines Tages hatte Alain eine Idee, die Außenstehenden vielleicht einfach und einleuchtend erscheint, die aber damals, als Franzosen und Marokkaner kaum miteinander ver-

kehrten, sehr ungewöhnlich war. Alain dachte daran, diesen Ingenieur im Landwirtschaftsministerium aufzusuchen und ihm für seinen Einsatz und seine gute Arbeit zu danken.

Alain erzählte ihm bei dieser Gelegenheit auch von Caux und von dem, was wir dort gelernt hatten. Er erwähnte auch die vier Maßstäbe. Dadurch verstärkte sich das Mißtrauen des Marokkaners, denn er war noch nie einem „selbstlosen“ europäischen Siedler begegnet, und er fragte sich, was wohl bei Alain dahinterstecke. Andererseits bewegte ihn unser Dank sehr, wie er uns später erzählte, als wir sehr gute Freunde geworden waren. Er holte auch bei unseren Arbeitern Auskünfte ein, um zu erfahren, was sie von Alain hielten.



Als er hörte, daß wir aufgehört hatten, Alkohol im Haus zu haben, wurde er neugierig und lud uns zum Essen ein. Ich muß gestehen, daß ich nicht allzu erpicht darauf war, ihn zu Hause zu besuchen, denn hier und da war es zu Demonstrationen gegen die Franzosen gekommen. Während dieses Essens entstand aber ein echtes Vertrauensverhältnis.

Unser neuer Freund wollte herausfinden, was die Mentalität eines französischen Siedlers derart verändern konnte. Deshalb flog er mit Alain einige Wochen später nach Caux. Nach ihrer Rückkehr nach Marokko unternahm dieser Ingenieur sehr mutige Schritte, die dazu führten, daß das Land seine Unabhängigkeit ohne Blutvergiessen erhielt.

Die letzten elf Jahre haben wir unser Haus mit einer anderen Familie geteilt, bestehend aus Vater, Mutter und einem jetzt sechzehnjährigen Sohn.

Unser Nachbarn wunderten sich immer, wie wir miteinander auskamen, ohne uns zu verkrachen. Sie fragten: „Wollen Sie etwa sagen, daß Sie sogar die Küche gemeinsam benutzen?“

Wir leben als eine Familie und nehmen sämtliche Mahlzeiten gemeinsam ein. Das ist natürlich sehr sparsam. Wir brauchen nur einen Staubsauger, wir bezahlen nur eine Gasrechnung, auch unser Gemüse pflanzen wir selbst. Die Putzarbeit haben wir aufgeteilt, jeder hat seinen Aufgabenbereich, auch die Männer. Wir waren dadurch frei, von Zeit zu Zeit zu verreisen oder wegzugehen, weil wir gegenseitig auf unsere Kinder aufpaßten, wenn dies nötig war. Die drei Kinder haben gelernt, von den anderen Erwachsenen im Haus Korrekturen anzunehmen. Sie wissen, daß sich nicht alles um sie dreht, daß kein Platz für Launen ist, daß wir alle zusammenarbeiten, um die vielen Menschen zu empfangen, die in unser Haus kommen, und daß jeder Besuch wie ein Mitglied der Familie behandelt wird.

In einer Studie über das Leben in Wohngemeinschaften las ich, daß viele dieser Gemeinschaften daran scheitern, daß die Eltern jeweils bestimmte Vorstellungen über die Erziehung ihrer Kinder haben, die sie nicht in Einklang mit den Vorstel-

lungen der anderen Eltern bringen können. Generell mangelt es an der Bereitschaft zu Kompromissen. Uns beiden Frauen im Haus ging es genauso. Wir sind aus verschiedenen Ländern und daher unterschiedlich geprägt. Zum Beispiel hatten wir verschiedene Ansichten über die Ernährung der Kinder. So fanden wir es notwendig, gemeinsame Regeln über die Schlafenszeiten aufzustellen und, als die Kinder noch kleiner waren, gemeinsam zu entscheiden, wieviel sie fernsehen durften und welche Programme. Wir lernten, in allen Fragen offen zueinander zu sein und dann gemeinsam herauszufinden, was richtig war. Das mag sich einfach anhören, funktioniert aber nur, wenn man dieselben Werte und ein gemeinsames grundsätzliches Lebensziel anstrebt. Ansonsten kommt es notgedrungen zur Beherrschung der anderen durch einen einzelnen, und es herrscht Diktatur anstatt Freiheit.

Jetzt aber möchte ich meinen Mann Paul zu Wort kommen lassen:

Ich wuchs in der kanadischen Prärie auf, geprägt von meinem Vater, einem Baptistenpfarrer aus dem westschottischen Hochland, und meiner englischen Mutter aus Yorkshire.

In einem sehr strengen Winter raffte eine Grippe-Epidemie die Bevölkerung in Stadt und Land dahin. Antibiotika gab es damals noch nicht. Auch meine einzige Schwester Edith, damals sechs Jahre alt, wurde angesteckt. Meine Mutter pflegte nicht nur sie, sondern auch einige Nachbarn, die zu krank waren, um sich gegenseitig zu helfen.

Eines Nachts starb meine Schwester an den Folgen der Krankheit. Als ich morgens aufwachte, sagte mein Vater zu mir: „Edith ist zu Jesus gegangen.“ Ihre letzten Worte an Vater und Mutter waren: „Ich liebe Jesus.“ Diese einfache Bekräftigung des Glaubens an die Realität des Unsichtbaren linderte den Schmerz, der zu tief war, um in Worten oder Tränen Ausdruck zu finden.

Im Kreise der Familie lernte ich zum ersten Mal, daß Schmerz eine Heilung bewirken kann. Der Tod meiner Schwester verhalf meinen Eltern zu einer tieferen mitmenschlichen Liebe, zu

größerer Sanftmut und einer geduldigen, gelassenen Stärke. Dadurch lernte ich, daß das Leiden wie keine andere Kraft die Seele wachsen lassen und sie stärken kann.

Im Kreis der Familie lernte ich auch, daß wahre Freundschaft ein unschätzbares Gut ist und ein ganzes Leben lang dauert. Sie beruht auf Geben und nicht nur Nehmen.

In unserer Familie hatten wir oft Meinungsverschiedenheiten, aber es war mir nie erlaubt, auch nur für kurze Zeit unversöhnlich zu sein. Deshalb kam es nie zu Kämpfen. Mein Vater teilte nicht immer meine Ansichten, die mit seinen heiligsten Grundsätzen zusammenprallten. Aber ich lernte von ihm, daß es möglich ist, manchmal sogar radikal andere Ansichten zu haben, ohne unversöhnlich zu sein.

Ich lernte Vergebung sowohl zu suchen, wenn ich andere verletzt hatte, als auch zu gewähren, wenn andere mich schlecht behandelt hatten.

Ich lernte, daß ich zwar die Freiheit der Entscheidung hatte, aber nicht die Freiheit, mich den Konsequenzen meiner Entscheidungen zu entziehen. Z.B. brachte ich eines Tages von einem Platz in der Nähe der Schule einige Tennisbälle mit nach Hause. Als meine Eltern das herausfanden, nahm mein Vater zum ersten und einzigen Mal seinen Streichriemen und zog mir damit eins über den Körperteil, von dem er annahm, daß dort die größtmögliche Wirkung und der geringste Schaden erzielt würde. Ich mußte zum Direktor gehen, ihm beichten, daß ich die Tennisbälle genommen hatte, und sie ihm zurückgeben.

Ich lernte, daß Erfolge hohl sein können und Mißerfolg kein Unglück sein muß. Meine Eltern sahen es als Erfolg an, wenn ich mein Bestes gegeben hatte, unabhängig davon, was dabei herauskam. Und ich lernte zu Hause auch, daß egoistische Entscheidungen weitaus schwerwiegendere Konsequenzen hatten als Mißerfolge. Das Streben nach Erfolg und das Vermeiden von Mißerfolgen waren selbstbezogene Ziele.

Meinem Willen entgegenzutreten, mal mit Festigkeit, mal mit Humor, war der größte Dienst, den meine Eltern mir erwiesen haben.

Ein Nachbar sah mich eines Tages mit einem Kameraden hin-

ter der Scheune trockene Blätter rauchen. Er erzählte es meinem Vater, der mich fragte: „Warum lädst du deine Freunde nicht ins Haus ein, um dort zu rauchen?“ Wir waren damals acht Jahre alt! Die Rauchersitzung fand niemals statt, denn der Reiz, etwas Verbotenes zu tun, war uns genommen!

Der größte Schatz, zu dem ich durch mein Elternhaus Zugang fand, war der Glaube. In meinen Eltern sah ich die Wirklichkeit des Unsichtbaren, das gelebte Zeugnis, daß Gott für meine Bedürfnisse sorgen konnte und wollte, daß er mich führen wollte, mir vergeben und mich ändern würde, wenn ich ihn darum bat. Der Glaube meiner Eltern war lebendig, weil sie danach handelten. Ich konnte es an der Art sehen, wie sie miteinander umgingen, an ihrer Offenheit für die Bedürfnisse der Nachbarn, an der Art, wie sie den Tod meiner Schwester verarbeiteten. Es war einfach ein ansteckender Glaube, nicht wegen seiner Perfektion, sondern wegen seiner Aufrichtigkeit.

Alles, was ich im Elternhaus gesehen und gelernt habe, versuche ich nun auch meinen eigenen Kindern weiterzugeben.

Meine Frau versteht es, mir und den Kindern gegenüber offen und ehrlich die Punkte anzusprechen, wo wir anders werden müssen, um anders handeln zu können. Sie spricht es einfach aus und beläßt es dabei, ohne ständig herumzukritisieren. Wahrheit, die im Raum stehenbleibt, ist ein doppelschneidiges Schwert. Wenn sie nur herumkritisieren und nörgeln würde, könnte ich mit ihr über die Einzelheiten streiten. So aber läßt sie mich mit einer einfachen ehrlichen Behauptung allein, und ich muß die Sache in meinem eigenen Herzen austragen.

Zeitweilig hat mich die Wichtigkeit meiner Arbeit ganz in Anspruch genommen, aber ich habe gelernt, meine Kinder so wichtig zu nehmen wie irgendeinen führenden Mann in Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft.

Wir haben in der Familie gelernt, nicht Vaters oder Mutters Willen oder den Willen der Kinder als höchste Autorität anzuerkennen, sondern Gottes Willen. Der Stimme der Wahrheit in uns Gehör zu verschaffen, bringt uns Frieden und Klarheit bei Entscheidungen. Diese Stimme spricht ebenso klar und weise zu einem Kind wie zu einem Erwachsenen.



Kürzlich schrieb unsere jüngste Tochter folgende Zeilen in ihr Notizbuch. Es hat mich sehr bewegt, ihre Vorstellung über die Rolle eines Vaters zu hören. Dabei schreibt sie aus der Perspektive Gottes, des Vaters:

Du bist mein Kind.

Du bist das Kind deines Vaters.

Und ich bin dein Vater.

Alle Väter müssen im Leben meine Stelle einnehmen
und die Welt zur Einheit führen
und unsere Mitmenschen zu Brüdern machen.

Dadurch, daß ich selbst Vater geworden bin, verstehe ich besser Gottes Haltung gegenüber seinen Kindern. Denn trotz all meiner Begrenzungen bin ich ernsthaft an allem interessiert, was das Leben meiner Familie berührt: an der Art der Regierung, unter der sie lebt, am Zustand der Gesellschaft, an der Qualität der Erziehung, am Wasser, das sie trinkt. Alles, was

ihr Leben berührt, geht mich etwas an. Ich kann mir nicht vorstellen, daß mein Vater im Himmel weniger Interesse an jedem einzelnen Aspekt unseres Wohlergehens hat – sei es politisch, wirtschaftlich oder sozial –, als mir am Wohlergehen meiner Kinder liegt. Sein Interesse ist nicht eingeengt durch den Zustand, in dem sich meine Seele befindet, so wesentlich der auch ist.

Wir haben ein Ziel in unserer Familie: Mitzuhelfen, daß Menschen und Völker wieder zu Gottes Wegen und Willen zurückgeführt werden. Dies gibt uns Ausrichtung im gewöhnlichen Alltag und bringt Sinn und Maß in unser Leben. Es ist der Zement, der uns zusammenhält, unsere Werte beeinflußt und uns bei unseren Entscheidungen hilft.

Wenn es eine Vereinigung von Leuten oder eine Institution gibt, die besser als die Familie in der Lage ist, diese reichen Gaben an die nächste Generation und unsere Zeitgenossen weiterzugeben, dann her damit! Bis dahin ist die Familie die beste Lebensschule. Sie könnte das Instrument Gottes werden für die geistige und moralische Erneuerung der ganzen Weltfamilie.

**Bücher von Wilhelm Busch –
Jugendpfarrer, Evangelist, Prediger
und Schriftsteller –
im Schriftenmissions-Verlag
Neukirchen-Vluyn**

Jesus unser Schicksal

Vorträge nach Tonbändern

237 Seiten, kartoniert DM 5,80, Best.-Nr. 38806

Plaudereien in meinem Studierzimmer

Wilhelm Busch im Dialog mit Menschen, denen er begegnet ist.

288 Seiten, kartoniert DM 10,95, Best.-Nr. 13161

In der Seelsorge Gottes

Angefochtene Gottesknechte

112 Seiten, kartoniert DM 8,95, Best.-Nr. 13162

Der Herr ist mein Licht und mein Heil

Tägliche Andachten

376 Seiten, festgebunden DM 16,80, Best.-Nr. 38739

Preise gemäß Stand vom 15.2.1984.
Preisänderungen vorbehalten.